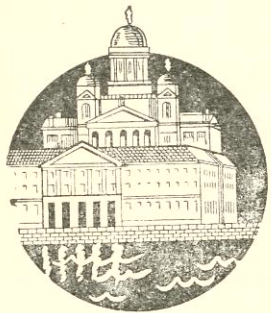
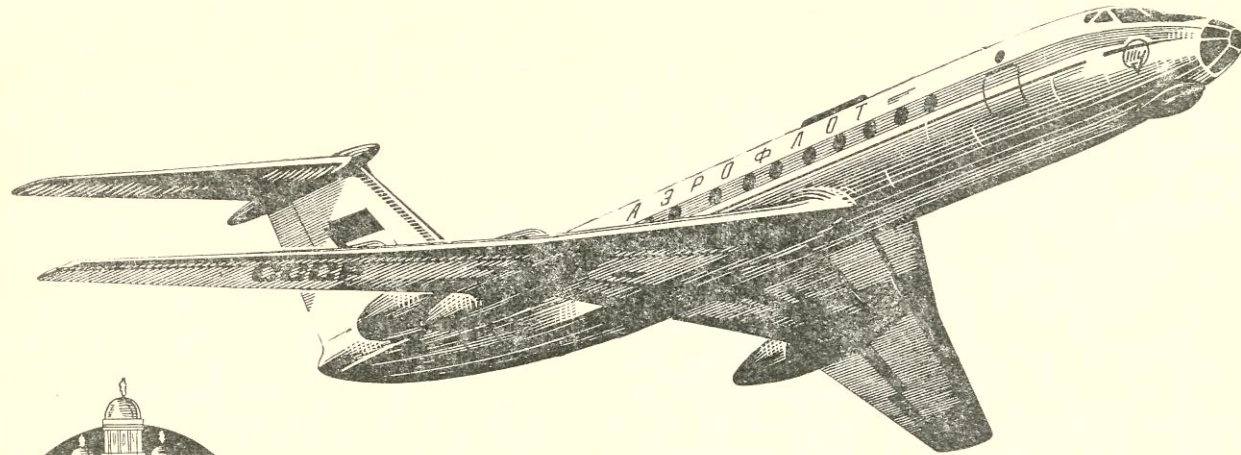


Индекс 70624



Auf den internationalen Fluglinien  
der Aeroflot verkehren neue Superjetmaschinen

**TU-134**

In 10 000 m Höhe mit 900 km/h

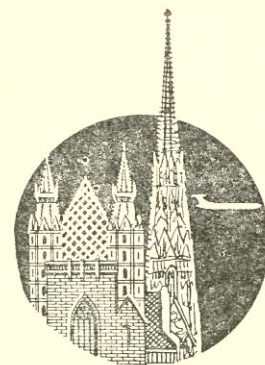
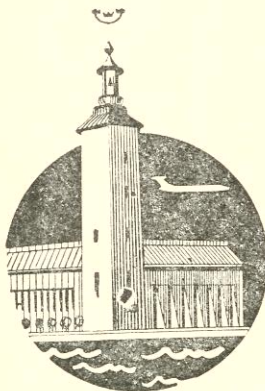
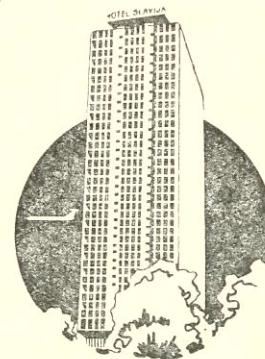
64 bzw. 72 Plätze

Geschmackvolle Inneneinrichtung, angenehme Beleuchtung, gute Luft, normale Zimmertemperatur.

Die Strahltriebwerke sind am Heck angeordnet und deshalb in den Salons kaum zu hören.

Kurze Startlänge, weiche Landung.

Moskau—Belgrad	3 Stunden
Moskau—Warschau	2 Stunden
Moskau—Wien	2 Stunden 45 Minuten
Moskau—Helsinki	1 Stunde 30 Minuten
Moskau—Stockholm	2 Stunden 10 Minuten



*Fliegen Sie mit TU-134!*

**АЭРОФЛОТ**  
*Soviet airlines*



На немецком языке

# NEUE ZEIT

*Dem Fest entgegen*

*Tschitscherin, ein Diplomat der Leninschen Schule*

*Bulgarische Maßstäbe • Vietnam: Verstärkte Abfuhr • Nahost: Neue Komplikationen*

*Ernesto Guevaras Leben und Tod*

*Bücherschau: In der Antiwelt*

**44**

1. NOVEMBER

1967

WOCHENSCHRIFT FÜR WELTPOLITIK





**Es lebe der ruhmreiche 50. Jahrestag  
der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution!**

# NEUE ZEIT

Nr. 44

1. November 1967

Wochenschrift für Weltpolitik  
Verlag der Zeitung „Trud“  
Moskau

25. Jahrgang

Erscheint in russischer,  
deutscher, englischer, französischer,  
spanischer, polnischer und tschechischer  
Sprache.

Sämtliche Ausgaben  
entsprechen der russischen.  
Russisch am 27. Oktober erschienen.

## In diesem Heft:

Dem Fest entgegen . . . . .	1
Alle Völker, alle Länder . . . . .	3
L. Arnautow – Die Entdeckung einer Welt . . . . .	5
L. Ginsburg – Linker Marsch . . . . .	8
Akademienmitglied Iwan Maiski – Ein Diplomat der Leninschen Schule . . . . .	10
I. Trofimowa – Bulgarische Maß- stäbe . . . . .	13
Oberstleutnant Alexej Leontjew – Verstärkte Abfuhr . . . . .	15
Zeitgeschehen: Indonesien: Druck der Ultras • Keine Personen- frage • Nahost: Neue Komplika- tionen . . . . .	16
Dr. Alexander Gurstein – Zu den Planeten des Sonnensystems . . . . .	20
Internationale Umschau Radoslav Selucký – Zu neuem Le- ben erweckt . . . . .	22
Juan Cobo – Ernesto Guevaras Leben und Tod . . . . .	24
N. Sergejewa – In der Antiwelt (Bücherschau) . . . . .	28
Antworten auf Leserfragen: Eine Garantie der österreichischen Unabhängigkeit . . . . .	30
Leserbriefe . . . . .	27
Chronik . . . . .	4
	32

Auf den Umschlagseiten Illustrationen von  
Jules PERAHIM zu John Reeds Buch „Zehn  
Tage, die die Welt erschütterten“

## Dem Fest entgegen

Vom Jubiläum der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution trennen uns nur noch einige Tage. Gerüstet wird dazu in der Sowjetunion und weit über ihre Grenzen hinaus. Die Vorbereitungen sind international.

Selbstverständlich rüstet das Sowjetvolk mit dem größten Enthusiasmus zum 50. Jubiläum der gewaltigsten aller Revolutionen. Für uns hat das Fest eigentlich schon begonnen. Das sehen wir überall. Den Atem des Festes verspürt ein jeder. Mit berechtigtem Stolz auf unser Land, auf unser heroisches Volk und unsere Leninsche Partei halten wir heute Rückschau. Wir mußten enorme Schwierigkeiten überwinden und viele Opfer bringen, haben aber so viel wie kein anderes Volk erreicht. Der erste sozialistische Staat der Geschichte begeht seinen 50. Jahrestag in der Blüte seiner Kräfte. Beim Fortschritt der Menschheit ist das Sowjetland führend. Heute können nicht einmal die schlimmsten Feinde des Sozialismus, wenn sie sich nicht blamieren wollen, leugnen, daß die Oktoberrevolution im Geschick unseres Landes eine radikale Wende herbeigeführt und ihm grenzenlose Entwicklungsperspektiven eröffnet hat.

In den 50 Jahren sind die von Lenin verkündeten Oktoberideen unserem Volk in Fleisch und Blut übergegangen, sie gehören zu seinem Leben und seiner Weltanschauung. In unserer Gesellschaft gibt es keine soziale Schicht, die den wohltuenden Einfluß der sozialistischen Revolution nicht verspürte und die nicht ihrer Früchte teilhaft geworden wäre. Nicht zuletzt deshalb ist die soziale und politische Einheit der Sowjetgesellschaft so unerschütterlich. Und das ist die Quelle des persönlichen Interesses eines jeden sowjetischen Menschen an allem, was die 50-Jahr-Feier der Oktoberrevolution betrifft.

Versucht man festzustellen, was unser Volk am Vorabend der Oktoberfestlichkeiten besonders stark empfindet, so muß man sagen: Es ist ein historischer Optimismus, eine feste Zukunftsgewißheit. Das ist kein blinder Glaube, sondern die Frucht reicher geschichtlicher Erfahrungen, dank denen unser Volk davon überzeugt ist, daß die von der Kommunistischen Partei und der Sowjetregierung aufgestellten grandiosen Schaffenspläne unbedingt erfüllt werden und daß unser Volk mit jedem Jahr ein gehaltvolleres und gesicherteres Leben führen wird, daß unsere Kultur und Wissenschaft neuen Höhen entgegengehen und daß die Zahl der Freunde des Sozialismus in aller Welt unablässig zunehmen wird.

Die Vorbereitungen, die in unserem Land zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution getroffen werden, sind eindrucksvoll und imposant. Der politische Enthusiasmus und der Arbeitselan sind allgemein. Die staatlichen Produktionspläne werden erfüllt, ja überboten. Immer neue Belegschaften melden, daß sie die Verpflichtungen, die sie zum Fest übernahmen, erfüllt haben. Neue Betriebe werden angelassen, Neubauten werden zu Tausenden ihrer Bestimmung übergeben.



Höchst ersprießlich ist der sozialistische Wettbewerb in Industrie, Verkehr, Bauwesen und Landwirtschaft zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution, und die Teilnehmer sind so zahlreich wie noch nie. Das ZK der KPdSU, das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR, der Ministerrat und der Zentralrat der Sowjetgewerkschaften haben am 21. Oktober beschlossen, die Sieger im Wettbewerb auszuzeichnen. Betriebe, Institute, Sowchosen und Kolchosen, die gesiegt haben, werden zur Novemberdemonstration mit den roten Fahnen aufmarschieren, die ihnen für ihre Arbeitserfolge zugeeignet worden sind.

Mit Glanzleistungen erfreuen unsere Wissenschaftler das Sowjetvolk, sie lüften immer neue Geheimnisse des Weltenbaus. Selbst das sowjetische Raumschiff Venus 4 scheint seinen Flug beschleunigt zu haben, um vor dem Oktoberjubiläum weich auf der Venus zu landen. Das Sowjetland, das vor zehn Jahren mit dem ersten künstlichen Erdtrabant Bahnbrecher der kosmischen Ära war, stürmt weiter den Himmel.

Für die Stimmung im Jubiläumsjahr ist das besondere Interesse des Sowjetvolkes für die Geschichte der Oktoberrevolution und des Sowjetlandes charakteristisch. Die Presse bringt Erinnerungen von Teilnehmern der Oktoberereignisse, geschichtliche Dokumente und Forschungsergebnisse. Viele Millionen haben während der letzten Monate im sowjetischen Fernsehen die „Chronik eines halben Jahrhunderts“ verfolgt, eine Serie von Dokumentarfilmen über den Heldenkampf und die Taten des Sowjetvolkes, angefangen von Oktober 1917 über den Bürgerkrieg, die Zeit des Wiederaufbaus, die ersten Fünfjahrpläne und den Großen Vaterländischen Krieg bis zur Nachkriegszeit. Erhalten gebliebene Fotos und unschätzbare Filmstreifen lassen uns den Atem jener Jahre verspüren.

## 50 Jahre Sowjetland in Zahlen

Die umbaute Wohnfläche in den Städten und stadtähnlichen Siedlungen des Landes betrug 1913 insgesamt 180 Millionen Quadratmeter, 1966 aber 1,29 Milliarden.

Von 1918 bis 1966 wurden in Stadt und Land Wohnhäuser mit einer Gesamtnutzfläche von 2,019 Milliarden Quadratmeter errichtet.

Von 1950 bis 1966 erhielten 155,4 Millionen Einwohner der Sowjetunion Wohnraum.

1913 gab es im Lande 1,8 Ärzte je

10 000 Einwohner, im vorigen Jahr 24,6 gegenüber 18,6 in den USA (1964), 15,4 in Frankreich (1964), 14,3 in Japan (1964), 19,3 in Westdeutschland (1965) und 14,7 in England (1963).

Die Sterblichkeitsziffer war in Rußland 1913 mit 29,1 je 1000 Einwohner höher als in den meisten Ländern des Westens. Im Durchschnitt der Jahre 1962—1966 betrug sie 7,2 je 1000 Einwohner und war damit den westlichen Ländern gegenüber die niedrigste. Die Kindersterblichkeit ist im Vergleich mit dem vor-

Die Vorbereitungen zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution und die zu diesem Anlaß veröffentlichten Thesen des ZK der KPdSU haben im ideologischen Leben der Sowjetgesellschaft eine neuerliche Belebung eintreten lassen. Während der letzten Monate haben in Instituten, Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften zahlreiche Jubiläumstagungen und -konferenzen stattgefunden, zu denen auch Wissenschaftler aus dem Ausland erschienen. Das Fazit aus dem 50jährigen Wirken in verschiedenen Bereichen der sowjetischen Wissenschaft, Technik und Kultur ist sehr eindrucksvoll. Anlässlich der 50-Jahr-Feier ist eine gemeinsame Plenarsitzung der Vorstände von Verbänden und Organisationen der Sowjetunion und der Russischen Föderation abgehalten worden, die Schriftsteller, Komponisten, Maler, Architekten, Journalisten, Filmleute und Bühnenkünstler erfassen. Das war eine Kundgebung der Einheit der sowjetischen Intelligenz mit der Kommunistischen Partei und dem Volk. In einem Schreiben, das die Teilnehmer des gemeinsamen Plenums an das ZK der KPdSU gerichtet haben, heißt es: „Die Herzen der sowjetischen Künstler schlagen im Gleichtakt mit dem großen Herz des Landes. Wir geloben unserem Volk und der Partei Lenins, daß wir alle unsere Kräfte aufbieten werden, um die Kunstschatze unserer Heimat zu mehren und für den Sieg der kommunistischen Ideale und das Glück der schaffenden Menschheit zu kämpfen.“

Um Lenins Partei und die Sowjetregierung geschart, geht unser Volk seinem großen Fest entgegen. Uns beflügelt das Bewußtsein, daß die ganze fortschrittliche Menschheit wie wir für den Sozialismus und für das erhabene Werk der Oktoberrevolution ist.

revolutionären Rußland auf weniger als ein Zehntel zurückgegangen.

Der Einzelhandelsumsatz im staatlichen und genossenschaftlichen Handel ist (nach den Preisen von 1966) von 10,5 Milliarden Rubel im Jahre 1928 auf 113 Milliarden im Jahre 1966 gestiegen.

Im Jahre 1928 gab es in der UdSSR 14 600 Gaststättenbetriebe, im vorigen Jahr 200 500. Sie werden jetzt von 48 Millionen Einwohnern besucht.

Die Zahl der Sparkasseneinleger ist von 1940 bis 1966 auf das 3,5fache gestiegen, die Summe der Durchschnittseinlage auf das 9fache, die Gesamtsumme der Einlagen auf das 32fache (von 725 Millionen Rubel auf 22,9 Milliarden).

Es gibt kein Land, ja keinen Winkel dieser Erde, wo der 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution die Menschen nicht an dieses epochale Ereignis unserer Zeit zurückdenken ließe.

Jedes Jahr erhält unser Land zur Oktoberfeier viele amtliche Glückwünsche. Unter ihnen sind auch solche, in denen es heißt, daß sie aus Anlaß des Nationalfeiertags der Sowjetunion entboten sind. Das Jubiläum der Oktoberrevolution ist aber ein Festtag nicht nur für das Sowjetvolk. Das ist ein Festtag der ganzen fortschrittlichen Menschheit, der Millionen Werktätigen in aller Welt. In den Ländern der sozialistischen Gemeinschaft herrscht vorfestliche Stimmung. Diese äußert sich in vielerlei Ereignissen, großen und kleinen, von nationalem Ausmaß oder in einzelnen Städten und Dörfern. Hier einige von ihnen.

In Belgrad ist der Sammelband „Jahrestage der Oktoberrevolution in Jugoslawien“ mit Schilderungen dessen erschienen, wie die Oktoberrevolution in Jugoslawien zu verschiedenen Zeiten gefeiert wurde.

In Oberschlesien (Polen) manifestierten 500 000 Werktätige, als in Sosnowiec ein Denkmal des revolutionären Kampfes zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution und zur 25. Wiederkehr der Gründung der Polnischen Arbeiterpartei enthüllt wurde.

In Prag ist ein Gedichtband mit Versen aus sozialistischen Ländern „Die Oktoberrevolution 1917—1967“ herausgegeben worden. In Berlin ist eine Leistungsschau der Sowjetunion „Vom Hakenpflug zum Raumschiff“ veranstaltet worden. In Bulgarien wetteifert die Jugend in einem Preisausschreiben „Was weißt du vom Lande Lenins?“. In der Tschechoslowakei wird zum 50. Jubiläum der Revolution ein nationaler Wettbewerb der Künstler und Kulturschaffenden — der Maler, Bildhauer, Komponisten und Bühnenkollektive — organisiert. An zwei Wettbewerben über die Sowjetunion in Polen und der Tschechoslowakei beteiligen sich die dortigen Redaktionen der *Neuen Zeit*.

Vom Umfang der Jubiläumsveranstaltungen in der DDR zeugt das folgende Beispiel. In den Bezirken Erfurt und Karl-Marx-Stadt allein fanden 20 000 Vorträge, Aussprachen und literarische Abende über die Oktoberrevolution statt.

Größte Beachtung wird den Nachforschungen nach Dokumenten über die Oktoberrevolution und Zeugen der revolutionären Ereignisse geschenkt. In Polen beteiligten sich Hunderte an der

# Alle Völker, alle Länder

Sammlung von Dokumenten über die Geschehnisse von 1917—1921. Gesamelt wurden mehr als 10 000 Dokumente über die Oktoberrevolution, ihren Einfluß auf die Länder Europas, die Teilnahme von Polen an der Revolution, über die revolutionäre Bewegung im bürgerlichen Polen. Diese Zeugnisse der Vergangenheit werden ein Buch zum 50. Jubiläum der Oktoberrevolution füllen. Ähnliche Sammelbänder erscheinen in Rumänien, der Tschechoslowakei, in Bulgarien, Ungarn, auf Kuba und in anderen Ländern.

Vor 50 Jahren nahmen an der Oktoberrevolution Angehörige verschiedener Länder teil. Schulter an Schulter mit den russischen Arbeitern und Bauern brachten sie die alte Welt zu Fall. Die Völker bewahren den Internationalisten ein ehrendes Andenken.

Fern von Ungarn, am Amur, in Chabarowsk, steht ein Denkmal zu Ehren ungarischer Patrioten. Russischer Text auf der Bronzetafel lautet: „Hier wurden 16 ungarische Militärmusiker, die auf der Seite der Sowjetmacht kämpften, im September 1918 von Weißgardisten bestialisch ermordet.“ Mit einem Bericht über diese Helden beginnt das zum 50. Jahrestag der Sowjetmacht herausgegebene Buch Jenő Györkejs über die ungarischen Internationalisten, die an der Revolution und am Bürgerkrieg in Rußland teilnahmen.

Im erbitterten Kampf gegen die amerikanische Aggression gehen die Werktätigen Vietnams der Oktoberfeier entgegen. Zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution wurde dort ein Massenwettbewerb entfaltet. Das Festkomitee teilt mit, daß der Wettbewerb „die Treue

unserer Partei zum Marxismus-Leninismus sowie den Zusammenschluß unserer Partei und unseres Volkes mit der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und dem Sowjetvolk... mit den kommunistischen und Arbeiterparteien und den Völkern der Länder des sozialistischen Lagers, mit der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung, der Arbeiterklasse und den fortschrittlichen Menschen der ganzen Welt zum Ausdruck bringt“.

In vielen sozialistischen Ländern fanden wissenschaftliche Konferenzen zum Thema Oktoberrevolution statt. In Berlin tagte eine Konferenz von Historikern aus der DDR, der UdSSR, Bulgarien, Ungarn, Polen und der CSSR. Eine wissenschaftliche Konferenz „Die Oktoberrevolution und die Mongolei“ wurde in Ulan-Bator abgehalten. Wissenschaftliche Tagungen und Symposien fanden in Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Polen und anderen Ländern statt. Ein starkes Echo fand die internationale theoretische Konferenz in Prag über „Die geschichtliche Bedeutung der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“. Daran beteiligten sich Vertreter von 43 kommunistischen und Arbeiterparteien sowie Leiter marxistischer Zentren aus Europa, Amerika, Afrika und Asien.

Weitgehend wird das Oktoberjubiläum in den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas begangen. In vielen Ländern sind repräsentative öffentliche Festkomitees gegründet worden. Dem Komitee in Delhi gehören angesehene Politiker und Staatsmänner, Wissenschaftler, Juristen, Künstler und Ärzte an. In der Erklärung des Komitees heißt es: „Die nationale Freiheitsbewegung in der ganzen Welt wertet die Erfahrungen und das Beispiel der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution aus, die eine Kraftquelle im Kampf gegen Imperialismus und Neokolonialismus ist.“

In Lateinamerika nimmt ebenso wie in der ganzen Welt das Interesse weitester Kreise für das Leben und die Geschichte der Sowjetunion im Zusammenhang mit dem Oktoberjubiläum stark zu.

In Caracas werden an der Zentraluniversität Venezuelas Vorlesungen über die Oktoberrevolution und die Sowjetunion gehalten. Die venezolanische Zeitung *El Mundo* schreibt: „Jetzt, ein halbes Jahrhundert nach der Revolution, bieten ihre Ursprünge und Vollbringungen sowie ihr unstrittiger Einfluß auf das Weltgeschehen reichhaltigen Stoff zur Analyse und zu wissenschaftlichen Forschungen. Diese Ana-



lyse ist notwendig, um die Welt, in der wir leben, besser zu verstehen."

Das chilenische Institut für kulturelle Beziehungen zur Sowjetunion veranstaltet einen literarischen Wettbewerb zum Jahrestag der Oktoberrevolution. Starken Anklang hat das Buch „Das Rußland der Arbeiter und Bauern" des namhaften lateinamerikanischen Arbeiterführers Luis Emilio Recabaren gefunden. Ende 1922 war er in der Sowjetunion, wo er mit Lenin zusammenkam. Sein Buch enthält Reportagen und Artikel über die ersten Jahre der Sowjetrepublik.

In Kolumbien führt das Komitee zur Feier des 50. Jahrestags der Oktoberrevolution, dem Parlamentarier, Schriftsteller, Künstler, Gewerkschafter und Vertreter der Öffentlichkeit angehören, ein reichhaltiges Programm mit Vorträgen, Ausstellungen, Film- und Bühnenaufführungen durch.

Die kommunistischen Parteien und die fortschrittliche Öffentlichkeit im Westen rüsten tatkräftig zur Oktoberfeier. Angesichts des Interesses für die Sowjetunion machen progressive Vertreter des Westens weite Kreise mit den Ideen und der Bedeutung der Oktoberrevolution bekannt.

„Unsere Partei", erklärte der Generalsekretär der KPF, Waldeck Rochet, „zieht zu diesem Fest alle Werktätigen, alle fortschrittlichen Menschen, die breitesten Massen unseres Volkes heran."

Die bürgerliche Propaganda versucht, die Geschichte der Oktoberrevolution zu entstellen. Deshalb gewinnen größte Bedeutung Bücher wie „Oktober 1917, von Franzosen gesehen" von Jacques

Duclos, „Oktober 1917 und Frankreich" von Georges Cogniot, eine Neuerscheinung von John Reeds Buch „Zehn Tage, die die Welt erschütterten" und viele andere Werke, die die Oktoberrevolution behandeln.

Die fortschrittliche französische Presse bringt zahlreiche Materialien über das Leben des Sowjetvolkes. Es finden Zusammenkünfte von Historikern und Soziologen, von Vertretern der sowjetischen und der französischen Öffentlichkeit statt, ferner Bühnenaufführungen, Ausstellungen und Vorträge über die Sowjetunion, Rundfunk und Fernsehen bringen immer mehr Programme über die UdSSR, darunter einen Film über die Oktoberrevolution, ein Werk des bekannten französischen Kineasten Frédéric Rossif.

In Italien sind allerlei Jubiläumsveranstaltungen angekündigt, die von einem gesamtitalienischen Wettbewerb um das beste Plakat zur Oktoberrevolution bis zu Diskussionen in der Presse und auf Arbeiterversammlungen rangieren. Im Artikel „Wie verhalten wir uns zur Oktoberrevolution?" schreibt die *Unità*, Organ der KP Italiens: „Der 50. Jahrestag der ersten sozialistischen Revolution der Welt wird für uns nicht Anlaß zu einer formalen Feier, sondern der Anstoß zur Aktivierung unserer Parteiarbeit in dem großen Kampf sein, der zwischen der Welt des Kapitalismus und der Welt des Sozialismus ausgetragen wird."

In England ist eine „Geschichte der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution" erschienen, verfaßt vom Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR mit dem Vorwort eines englischen Verlags. Einige

Bühnen bereiten die Dokumentaraufführung „Frieden, Brot, Boden" über die Oktoberrevolution vor. In London fanden sowjetische Filmfestspiele statt. In vielen Städten werden Vorträge über die Oktoberrevolution gehalten.

In den USA zeigen weiteste Kreise größtes Interesse für das Leben des Sowjetvolkes. Im Zusammenhang mit dem Jubiläum sickern objektive Informationen über die Sowjetunion auch in die bürgerliche Presse. Die Zeitschrift *Look* (Auflage: über 7,5 Millionen) hat z. B. ihre Ausgabe vom 3. Oktober der Sowjetunion gewidmet. Die dortigen Beiträge schildern zumeist objektiv das Leben des Sowjetvolkes. Die Zeitschrift *Student Weekly* hatte eine illustrierte Beilage der Oktoberrevolution gewidmet.

Einen starken Widerhall bei der amerikanischen Intelligenz und Studentenschaft haben die Stellungnahmen sowjetischer Wissenschaftler auf einer Konferenz amerikanischer Wissenschaftler gefunden, die sich mit den Problemen des Sozialismus befassen. Der Konferenz, die im September in New York stattfand, wohnten ungefähr 2000 Personen bei.

In einer kurzen Übersicht kann man kein vollständiges Bild davon geben, was in der Welt vor dem epochalen Jubiläum vorgeht. Wichtig ist hervorzuheben, daß der weltweite Umfang der Feiern zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution erneut zeigt, wie tiefgreifend sich die Oktoberrevolution und ihre Ideen auf das Leben der Menschheit ausgewirkt haben.

A. Woronow

## Leserbriefe

### DIE ERSTE IN DER WELT

Den 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution begehen wir türkischen Studenten und Arbeiter mit größtem Interesse und Herzenswärme. Nicht allein, weil es sich um die erste sozialistische Revolution in der Welt handelt, und nicht nur, weil es die Revolution war, die den Auftakt zum Frieden und zur Freundschaft zwischen den Völkern gab. Wir haben noch einen anderen Grund dafür.

Nach der Großen Oktoberrevolution begannen Atatürk in der Türkei und Lenin in Rußland, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Es entstand eine feste Grundlage zur Freundschaft zwischen der jungen Sowjetunion und der Türki-

schen Republik. Die Freundschaft währte einige Jahre. Doch dann setzte allmählich eine Abkühlung in ihren Beziehungen ein. Lange Zeit wußten wir in der Türkei buchstäblich nichts von der Sowjetunion. Wir schenkten der Lügenpropaganda, die in unserem Lande gegen die Sowjetunion getrieben wurde, keinen Glauben. Wir wußten, daß die Sowjetunion große Erfolge errungen hat, und wir begriffen, daß die Türkei von ihrem Weg des Fortschritts abgeirrt war.

Atatürks Nachkommen sehnten sich danach, die Wahrheit über das Leben ihres großen Nachbarn zu erfahren. Unlängst besuchten Gruppen junger Menschen auf eigenen Antrieb die So-

wjetunion. Heimgekehrt, erzählten die jungen Türken unerschrocken allen die Wahrheit: Studenten, Freunden und Nachbarn. So machten sie die Tür zu der uns unbekannten Welt des Nachbarn auf. Später gingen auch Gruppen von Studenten, Journalisten, Kaufleuten, Diplomaten durch diese Tür. Und wieder trat Tauwetter ein.

Wir türkischen Studenten und Studentinnen gratulieren den sowjetischen Menschen zu ihrem großen Fest und wünschen ihnen viel Erfolg auf ihrem Wege zur ewigen Freundschaft zwischen den Völkern, zu Frieden und Glück.

Cezmi Gültekin,

Student  
Istanbul, Türkei

# Die Entdeckung einer Welt

Leonid ARNAUTOW

„Gut die Hälfte der Mitteilungen aus Osteuropa, die jetzt in der Londoner Presse veröffentlicht werden, sind vorsätzliche Fälschungen, und ein großer Teil der übrigen Nachrichten wird falsch ausgelegt und entstellt, um die Leser irrezuführen." Diese noch heute aktuellen Worte schrieb Herbert Wells in seinem 1921 in London herausgegebenen Buch „Die Rettung der Zivilisation".

Die Reise nach Sowjetrußland, die der Schriftsteller ein Jahr vorher machte, hat bekanntlich viele seiner Zweifel an den Aussichten des „sowjetischen Experiments" nicht zerstreut. Trotzdem äußerte sich Wells höchst abfällig über die Methoden, mit denen die englische Presse das Leben im jungen Sowjetstaat schilderte. „Ein Volk läßt sich aber nicht lange so betrügen", warnte er. Und in der Tat, die Verleumdung Sowjetrußlands führte immer öfter dazu, daß die Arbeiter Englands und anderer Länder des Westens den bürgerlichen Informationsquellen immer weniger trauten und Möglichkeiten suchten, authentische Nachrichten über das Land zu bekommen, das kurz zuvor die größte aller Revolutionen vollbracht hatte.

Diese Mission erfüllten u. a. die ersten Arbeiterdelegationen, die Sowjetrußland besuchten.

### Nach Rußland, um die Wahrheit zu erfahren

Im Jahre 1920, als Wells im roten Petrograd war, kam auch eine Gruppe schwedischer Eisenbahner hin, die die Reise nach Sowjetrußland trotz des Verbots der schwedischen Behörden ohne Pässe und Visa über Norwegen gemacht hatten, um die vom Krieg und von der Intervention ruinierte Wirtschaft Sowjetrußlands aufbauen zu helfen. Die schwedischen Eisenbahner arbeiteten auf der Station Perowo bei Moskau und sind noch heute in guter Erinnerung. Sie nahmen auf der Moskau-Rybinsk-Bahn ehrenamtlich an einem Subbotnik (Aufbausonabend) teil und lehnten im übrigen den ihrer Eignung entsprechenden höheren Lohn ab, weil sie es nicht besser als die russischen Arbeiter haben wollten.

Ebenfalls 1920 gelang es einer Delegation, der mehrere Mitglieder der britischen Trade Unions und der Labourpartei angehörten, über Estland Petrograd zu erreichen. Sie wohnte am 13. Mai im Arbeitspalast einem Plenum des Petrograder

Über die ersten Kontakte  
von Arbeitern  
kapitalistischer Länder  
mit sowjetischen Menschen

gewerkschaftlichen Gouvernementsrates bei, an dem Vertreter der Betriebsgewerkschaftskomitees teilnahmen. Dort wurde mit den Gästen aus England offen, ohne diplomatische Umschweife gesprochen. Die sowjetischen Gewerkschafter warfen der damaligen Regierung Großbritanniens vor, daß sie bei allen Feldzügen, Nackenschlägen, Angriffen und Verschwörungen gegen das russische Volk die Spitze halte.

„Selbst in den schwersten Tagen des Angriffs", sagte ein Redner, „als englische Kriegsschiffe unsere Schiffe versenkten und das Fort Krasnaja Gorka beschossen, als englische Flieger Bomben auf Kronstadt abwarfen und Frauen und Kinder töteten, haben die sowjetischen Gewerkschaften ihr Schaffen keinen Augenblick eingestellt. Der Petrograder Arbeiter hat es gelernt, in Kanonendonner und Kugelregen das neue Leben aufzubauen."

„Wir sind von den britischen Gewerkschaften hergeschickt worden, die über 6,25 Millionen Arbeiter erfassen", sagte der Delegationschef, der Labourist Ben Turner, der darauf das Wort ergriff. „Sie sympathisieren alle mit den russischen Arbeitern, die sich vom Imperialismus und seinem Eingreifen ins russische Leben frei machen wollen."

So selten damals ausländische Arbeiter auch nach Sowjetrußland kommen konnten, diese Besuche gingen nicht spurlos vorüber. Zu jener Zeit stand die junge Sowjetrepublik noch im bewaffneten Kampf mit den Weißgardisten und den Interventen. Das Riesenland war zerrüttet, war von Hunger und Seuchen – den Folgen des imperialistischen Krieges und der Intervention der 14 Mächte – gepeinigt. Und doch erkannten die Arbeiter, die aus Ländern des Kapitals kamen, in Sowjetrußland das Ausschlaggebende: das Entstehen einer neuen, nie gesehenen Welt, einer Welt ohne Unterdrückung und Ausbeutung. Deshalb eben machte die Weltbourgeoisie Vertretern der Werktätigen, die das Sowjetland besuchen wollten, solche Schwierigkeiten.

„...warum haben bei jeder Berührung mit dem bürgerlichen Europa und Amerika immer wir gewonnen und nicht sie?" fragte Lenin auf dem VIII. Gesamtrussischen Sowjetkongreß im Dezember 1920. „Warum fürchten sie bis auf den heutigen Tag, Delegationen zu uns zu schicken, wir zu ihnen aber nicht?"

Und er antwortete: Weil diese Besuche allmählich den Lügenvorhang zerrissen, der um



das Sowjetland gezogen war, denn: „Bisher haben wir von den Delegationen, die sie zu uns schickten, stets einen wenn auch vielleicht kleinen Teil auf unsere Seite herübergezogen...“

Nachdem im Jahre 1924 diplomatische Beziehungen zwischen der Sowjetunion und vielen führenden kapitalistischen Ländern angebahnt worden waren, nahm die Zahl der Arbeiterdelegationen, die den ersten Staat der Welt besuchen wollten, in dem arbeitende Menschen an der Macht sind, rapide zu. Der Anfang zu diesen Massenwallfahrten ins Sowjetland wurde Ende 1924 von der ersten offiziellen Delegation des Generalrats des Britischen Trade-Union-Kongresses gemacht. (Durch diesen Besuch kam das englisch-russische Einheitskomitee zustande, das viel dazu beitrug, die Freundschaft und Solidarität der Werktätigen Englands und der Sowjetunion enger zu knüpfen.) In den folgenden zwei Jahren waren 25 Arbeiterdelegationen aus fast allen großen kapitalistischen Staaten des Westens in der Sowjetunion.

In dem 1925 veröffentlichten ausführlichen Bericht der Delegation des Britischen Trade-Union-Kongresses hieß es, daß „jeder Delegierte ein Mandat bei sich hatte, mit dem er jedes Regierungsgebäude, eine Fabrik, einen Klub, ein Krankenhaus, ein Gericht, ein Gefängnis oder ein Privathaus ohne Begleiter und ohne vorherige Anmeldung betreten konnte“.

In dieser Hinsicht hatten die britischen Trade-Union-Mitglieder keine besonderen Vorrechte. Dieselben Möglichkeiten, auch das Recht, die Reiseroute durchs Land selbst zu bestimmen, hatten alle Arbeiterdelegationen. Sie reisten kreuz und quer durch das Sowjetland, von der polnischen Grenze bis nach Sibirien, von Odessa bis nach Taschkent, von Leningrad bis nach Jerewan.

Die Arbeiterdelegierten waren wißbegierig und sogar kritisch. Das Sowjetland wurde gewissermaßen von einer internationalen Arbeiterinspektion besichtigt. Die Delegierten suchten Fabrikhallen auf, kosteten in den Arbeiterkantinchen das Essen, sprachen unter vier Augen mit Gefängnisinsassen und stellten in Internaten das Gewicht der Kinder fest. Anfangs waren viele der Gäste vorsichtig, ja argwöhnisch. Das war eine Folge der von der westlichen Presse jahrelang betriebenen Propaganda, in der die Sowjetunion als ein Land der Schrecken hingestellt wurde. Allmählich aber verflüchtigte sich der Argwohn. Die Gäste staunten buchstäblich über alles: darüber, daß die Frauen in der UdSSR gleichen Lohn wie die Männer bekommen und sogar als Richter fungieren; darüber, daß der Kapitän eines Schiffs in der Gewerkschaftsversammlung der Matrosen Rechenschaft über seine Tätigkeit ablegt; darüber, daß ein einfacher Arbeiter die Statistik seines Betriebs genau kennt und seinen Urlaub in einem komfortablen Sanatorium an der See zubringt.

„Man muß gesehen haben“, erzählt ein Augenzeuge, der eine Delegation begleitete, „mit welchen Gefühlen die Delegierten in der Garderobe des Arbeitertheaters von Baku den prächtigen Radmantel des Besitzers der Firma Nobel betrachteten. Arbeiter haben ein eigenes Theater! Und das ist nur möglich, weil von den früheren Herren nur noch die Zylinder und die Radmäntel da sind, die die neuen Besitzer der Ölreviere anziehen, wenn sie auf der Bühne das alte Regime darstellen.“

In jenen fernen Jahren gab es bei uns noch Arbeitslose und verwahrloste Kinder. Die Folgen des Krieges und der Zerrüttung zeigten sich buchstäblich auf Schritt und Tritt. Und doch fanden die Arbeiterdelegierten den richtigen Gesichtswinkel zu allem, was im Sowjetland in ihr Blickfeld fiel. Dieser Gesichtswinkel ist genau aus dem Bericht einer Gruppe englischer Gewerkschafterinnen zu erkennen, die 1925 in der UdSSR waren. Da heißt es:

„Wir geben zu, daß unser Bericht das heutige Leben in Sowjetrußland vornehmlich von der guten Seite zeigt... Erstens herrscht weder bei uns noch in anderen Ländern Mangel an Schriften, die vornehmlich die Unzulänglichkeiten im heutigen Rußland schildern, ja sie über alle Maßen aufbauschen. Zweitens — und das ist viel wichtiger — stammt alles Negative aus der Vergangenheit, während alles Positive heute geschaffen ist und Hoffnung für die Zukunft bietet.“

### Das längste Mandat

In ihren Berichten über die Reisen nach der Sowjetunion fühlten sich viele Delegationen veranlaßt, hervorzuheben, daß sie keineswegs für den Bolschewismus seien. Das schrieb beispielsweise eine offizielle Delegation des Britischen Trade-Union-Kongresses. In ihrem Bericht werden die Leistungen der Sowjetunion beim Wirtschafts- und Kulturaufbau anerkannt, aber zahlreiche Vorbehalte gemacht, wobei das in der Sowjetunion Gesehene zuweilen falsch ausgelegt wird. Dennoch gelangte die Delegation zu dem Schluß, daß „das sowjetische Vertretungssystem und der sowjetische Kodex der Verfassungs- und Bürgerrechte keineswegs undemokratisch sind, vielmehr dem einzelnen eine realere und vernünftige Gelegenheit bieten, sich an der Erledigung der Staatsgeschäfte zu beteiligen, als das beim parlamentarischen System der Fall ist“.

Noch mutigere und weitergehende Schlüsse aus ihrem Aufenthalt im Sowjetland zog eine deutsche Arbeiterdelegation. Der Anlaß zu ihrem Besuch war eine Falschmeldung des sozialdemokratischen *Vorwärts* vom 8. Januar 1925. In einem angeblich von Arbeitern der Putilow-Werke eingesandten Brief wurde behauptet,

daß die Werktätigen in Rußland unterdrückt und politisch entrechtet seien. In einer Arbeiterversammlung im „Krasny Putilowez“ vom 25. Januar desselben Jahres wurde die plumpe Fälschung widerlegt und vorgeschlagen, daß die deutschen Arbeiter eine Abordnung nach der Sowjetunion schicken, damit sie sich persönlich überzeuge, wer die Wahrheit spricht. Der Appell der Putilow-Arbeiter fand in der Weimarer Republik starken Widerhall und wirkte buchstäblich aufwühlend. Belegschaften von Großbetrieben wählten Delegierte und sammelten das Reisegeld. Trotz aller Drohungen und Verleumdungen traf die Delegation aus 58 Arbeitern (30 Sozialdemokraten, 16 Kommunisten und 12 Parteilos) am 14. Juli 1925 in Leningrad ein. Sie sahen, daß die Arbeit im „Krasny Putilowez“ trotz der veralteten Maschinen restlos in Gang gebracht war. Im Betriebshof standen neue Traktoren Marke „Krasny Putilowez“. Die deutschen Delegierten besichtigten die Werkhallen, das Betriebskrankenhaus, die Lehrlingsschule und das Betriebsgewerkschaftskomitee und machten sich mit dem Wirken der Produktionsversammlung bekannt. Sie staunten darüber, daß der Betriebsleiter ein früherer Arbeiter war und daß sich die Arbeiter sowohl in ihrem Betrieb als auch im ganzen Land als die Herren fühlten. Denselben Eindruck hatten sie beim Besuch anderer Leningrader Betriebe. Später teilte sich die Delegation in Gruppen, und diese reisten nach der Krim, nach dem Donezbecken, ins Wolgagebiet, in den Ural und den Kaukasus.

Die sechswöchige Untersuchung dessen, wie die Werktätigen im Sowjetland leben, ermöglichte es der Delegation, zu einheitlichen Schlußfolgerungen zu gelangen, obwohl die Delegierten doch verschiedenen Parteien angehörten. Zur wichtigsten Frage, die die Arbeiterklasse Deutschlands beschäftigte, äußerte die Delegation in ihrem Bericht die feste Überzeugung, daß „sich Rußland tatsächlich auf dem Wege befindet, das Ziel unserer Altväter des Sozialismus zu verwirklichen, daß die Arbeiterklasse wirklich die Macht in den Händen hat und daß sie politisch die freieste Arbeiterklasse der ganzen Welt ist und daß sich der Wirtschaftsaufbau unter Anteilnahme breiter Arbeitermassen in der Richtung zum Sozialismus vollzieht“.

Die Mitglieder der Arbeiterdelegationen zogen ihre Schlüsse und faßten ihre Eindrücke in zahlreichen Berichten, Erklärungen, Adressen sowie in Vorträgen vor Tausenden von Werktätigen zusammen. Die wahrheitsgetreuen Informationen aus den abgegriffenen Notizbüchern der Delegierten wurden weit und breit bekanntgemacht und gewannen der Sowjetunion immer neue Anhänger. Das versetzte die herrschenden Kreise der westlichen Ländern in Unruhe. Selbst die vorsichtige und in ihren Schlußfolgerungen

gemäßigte Delegation der britischen Trade Unions wurde beschuldigt, sich „den Russen verkauft“ zu haben. Auf diese Verleumdung hin erklärte ein Mitglied der Delegation, der bekannte englische Gewerkschafter Fred Bramley, auf einer Trade-Union-Tagung in Scarborough:

„Das russische Experiment und alles, was daraus folgt, hat gezeigt, daß man anscheinend Könige enthaupten, Königshäuser stürzen, Kaiser wie in Österreich und Deutschland einsperren und Weltkriege dulden kann, die zu allgemeiner Verheerung und zu einem Weltgemetzel führen, und daß einem das alles verziehen wird... Wenn man aber die Interessen der Grundbesitzer des eigenen Landes schmälert und die Ausbeutung der Lohnarbeiter aufhebt, wenn man die ausbeutenden Fabrikanten kaltstellt und sich von den Privilegien, dem Eigentum und der Macht der Minderheit befreit, dann bekommt man es mit alledem zu tun, womit es Rußland heute zu tun hat: mit Isolierung, Boykott und einem internationalen Kesseltreiben.“

In Deutschland löste der Bericht der ersten deutschen Arbeiterdelegation einen wahren Sturm aus. Die Teilnehmer wurden verfolgt. Aber die Wahrheit über das revolutionäre Rußland fand doch den Weg zu den Massen. In Oppeln z. B. sagte man den Delegierten, ihre Ankunft habe eine größere Menge angelockt als der Besuch Präsident Hindenburgs in der Stadt.

Der Bericht der ersten Delegation deutscher Arbeiter über ihre Reise nach der Sowjetunion erschien in fast 200 000 Exemplaren und war an einem Tag vergriffen. Die Delegierten hielten in Deutschland 1500 Versammlungen ab. Manche von ihnen hielten bis zu 50 Vorträgen. Die Zuhörer waren sehr beeindruckt. Viele deutsche Arbeiter sagten, sie sähen im jungen Sowjetstaat ihren eigenen Traum verwirklicht. Sie boten der Sowjetregierung ihre Erfindungen an, denn sie wollten sie nicht den Kapitalisten überlassen.

In den deutschen Regierungskreisen war man über das rapide Zunehmen des Ansehens der Sowjetunion sehr besorgt. Im deutschen Innenministerium wurde am 21. Oktober 1925 eine Geheimsitzung speziell über Maßnahmen gegen „die kommunistische Agitation“ abgehalten.

1926 und 1927 schickten die deutschen Werktätigen wieder Delegierte nach der Sowjetunion. Die dritte Abordnung deutscher Arbeiter, die 1927 zu den Feierlichkeiten anläßlich des 10. Jahrestags der Oktoberrevolution in Moskau eintraf, brachte, wie die Zeitungen damals schrieben, „das längste Mandat der Welt“ mit: 250 000 Unterschriften unter einer Adresse an die Arbeiter der UdSSR, die vom Einheitskomitee in deutschen Betrieben gesammelt worden waren. Ein Leiter der Delegation, Overhagen, erklärte nach seiner Rückkehr in Berlin:



„Die dritte deutsche Delegation sollte die erste und die zweite kontrollieren, und ihr seht, daß sie zu denselben Schlüssen gelangt ist.“

Das Land, in dem der Sozialismus aus der Theorie in die Praxis umgesetzt wurde, gewann mit jedem Jahr mehr Sympathisierende, Freunde und Anhänger. Vor den Augen der Arbeiterdelegationen, die das Sowjetland besuchten, vollzogen sich die sozialistischen Umgestaltungen, die die Sowjetunion zu einem mächtigen Industriestaat gemacht haben. Arbeitslosigkeit. Kinderverwahrlosung und Not — all das, worüber die ersten Delegierten deprimiert waren — gehören längst der Vergangenheit an. Immer belebter wurden die Wege, die von den ersten

Suchern der Wahrheit über die Arbeiterrepublik gebahnt worden waren.

Heutzutage kommen Arbeiterdelegationen aus allen Erdteilen nach der Sowjetunion, darunter solche aus den sozialistischen Bruderländern und aus Ländern, die das Kolonialjoch gebrochen haben oder aber noch um ihre Unabhängigkeit kämpfen. Im Jahre 1966 haben z. B. über 430 Gewerkschafts- und Arbeiterdelegationen aus anderen Staaten unser Land besucht. Wir schätzen aber noch heute den Mut und die Aufrichtigkeit derer, die als erste die Wahrheit über das Land aussagten, das von den Feinden des Sozialismus in der Presse verunglimpft, in Parlamenten als barbarisch gebrandmarkt und in Gotteshäusern mit dem Bann belegt wurde.

O großer Oktober der Arbeiterklasse!  
Endliches Sichaufrichten der so lange  
Niedergebeugten!...  
Seitdem hat die Welt ihre Hoffnung,  
Noch beneidet: Sie alle wissen, es gibt  
Einen Oktober.

Diese Zeilen schrieb vor 30 Jahren,  
im Jahre 1937, Bertolt Brecht.

1937 gehörten die Buna-Werke bei Merseburg dem Konzern I. G. Farben-Industrie. Die Arbeiter schufteten für den Krieg, und als dieser ausbrach, kamen Sklaven aus den besetzten Ländern und Kriegsgefangene hinzu. Die Werke wurden zu einem KZ gemacht.

Hitlers Heere besetzten Polen, Frankreich, Dänemark und Norwegen und drängten gen Osten. Der Krieg gegen die Sowjetunion nahte heran. Es war Ende 1940, und viele glaubten, die Macht der Faschisten sei unerschütterlich. Waren Brechts Worte, daß „die Welt ihre Hoffnung“ habe, damals etwa überholt?

In den Buna-Werken war unter den Arbeitern ein Mann mit Namen Otto Gotsche. Er war Kommunist, einer von denen, in deren Händen die unsichtbaren Fäden des Untergrundkampfes zusammenliefen. Jeden Tag konnten ihm die Spitzel der Gestapo auf die Spur kommen: Die Buna-Werke galten als besonders wichtiges Objekt, und Saboteure hatten die standrechtliche Hinrichtung zu gewärtigen.

In einer Zelle der Gestapo saß der Sänger Ernst Busch. Die Jahre der Klassengefechte, das Einheitsfrontlied, der Säulensaal im Moskauer Gewerkschaftshaus und der Himmel Spaniens über den Schützengräben der Republikaner gehörten für ihn der Vergangenheit an.

Ein Soldat der Internationalen Brigade, Stephan Hermlin, floh nach Frankreich und stieß später zu Maquisverbänden. In der französischen Résistance schrieb Hermlin Gedichte: Balladen von

## LINKER MARSCH Lew GINSBURG

ausgestorbenen, zerbombten Städten und von der Königin der Bitterkeit, Terzinen von der großen Einsamkeit. Das Ende der faschistischen Nacht war nicht abzusehen.

Bei den sowjetischen Truppen an der sowjetisch-deutschen Front diente Konrad Wolf, ein Deutscher. In seiner deutschen Heimat marschierte er als Oberleutnant der Sowjetarmee ein.

1945 lagen die Buna-Werke in Trümmern. Regen peitschte die geborstenen Ziegel, durch die kalten, leblosen Werkhallen piffte der Wind. In Berlin aber sang auf einer kalten Bühne ein Deutscher, der in Spanien verwundet worden war. Über dieses Nachkriegskonzert von Ernst Busch schrieb einmal der sowjetische Dichter Konstantin Simonow Verse. Darin kommen Zeilen über Buschs Lied vor, das in einem Saal erklang, „wo man's nicht gesungen ein halbes Leben“:

Da würgte manchem  
ein Schluchzen die Kehle,  
Und mancher wagte den Blick  
nicht zu heben.

Am 19. Oktober 1967 hielt die Deutsche Akademie der Künste anläßlich des 50. Jahrestages des Roten Oktobers eine Festsitzung ab. Die Deutsche Akademie der Künste befindet sich in Berlin, die Tagung aber wurde im Kulturhaus der Volkseigenen Buna-Werke bei Merseburg veranstaltet. Die Kunst gehört dem Volke. Maler, Schriftsteller, Komponisten und Bühnenkünst-

ler — die Blüte der schöpferischen Intelligenz der DDR fand, es gebe keinen geeigneteren, symbolischeren Schauplatz für ihre Jubiläumssitzung als diesen Arbeiterklub.

In Berlin ist der Oktober wirklich rot: Er ist warm und sonnig, und die Stadt prangt im Purpur der Fahnen und Spruchbänder. „Roter Oktober — Quelle unserer Kraft“, „Ehre und Ruhm der KPdSU!“

Rot sind die Ziegelschlote der Berliner Betriebe, rot die darüber wehenden Fahnen; mit rotem Tuch sind die Straßen, Häuser und Schaufenster geschmückt. Die ganze Stadt wirkt wie eine Riesenausstellung über das Sowjetland. In dem Geschäft „Sybille“ sind die Schaufenster zum Thema des sowjetischen Balletts dekoriert: Fotos von Tänzerinnen des Bolschoi, Ballettröckchen aus Leningrad, Schafstiefelchen vom Moissejew-Ensemble. Im Schaufenster eines anderen Geschäfts ein Bild: der Schattenriß Leningrads im Krieg. An einer Kordel hängen ein Bogen und eine Geige. Die Aufschrift lautet: „Leningrader Sinfonie: ein Beweis des sozialistischen Siegeswillens über 900 Tage faschistischer Blockade.“ Mag das auch etwas sentimental klingen, ausschlaggebend ist der aufrichtige Wunsch eines jeden, sein brüderliches Empfinden auf seine eigene Art und Weise auszudrücken.

Selbstverständlich bestehen die Oktoberfestlichkeiten in der DDR nicht nur aus Dekorationen, wenn sie dem immer weiter bauenden Berlin auch einen wunderbar festlichen, jungen und revolutionären Anstrich geben. Der Gast aus der Sowjetunion fühlt sich angerührt von der zielbewußten, klugen Propaganda für die deutsch-sowjetische Freundschaft, die hier zur Staatspolitik erhoben ist und ganz verschieden in Erscheinung tritt. So ist, meiner Ansicht nach, das soeben im Verlag „Kultur und

Fortschritt“ erschienene, prächtig ausgestattete Buch „Oktober-Land“ ein kostbares Festgeschenk, eine Sammlung russischer Revolutionsdichtungen, herausgebracht von Edel Mirowa-Florin und Leonhard Kossuth. Von den besten Dichtern der Republik hervorragend ins Deutsche übertragen, füllen Verse von Dichtern der russischen Revolution diesen Band. Er ist mit Gemäldereproduktionen, Zeichnungen und den Fotos von Plakaten aus jenen Jahren illustriert, und deshalb weht einen daraus die einmalige Atmosphäre der Oktoberrevolution an.

Ich ging Unter den Linden entlang zum Brandenburger Tor. Von Bildnissen sahen mich unsere Kosmonauten an, Helden der Revolution, des Bürgerkriegs und des Vaterländischen Krieges, sowjetische Arbeiter, sowjetische Wissenschaftler, sowjetische Ingenieure. Ein paar Schritte von der Grenze entfernt rief in einem Schaukasten der Universitätsbuchhandlung Lenin von einem Plakat: „Alle Macht den Sowjets! Frieden den Völkern!“ Das war an der vordersten Stellung, an der äußersten westlichen Grenze des Roten Oktobers. Dahinter liegt die Welt, in der das Jahr 1917 noch nicht angebrochen ist.

Nach Merseburg fuhr ich durch das herbstliche, abendlich stille Deutschland. Was für ein altes Land das ist! Altertümliche Städte, altertümliche Straßen, altertümliche Häuser, wo sich so viele kleine Tragödien abspielten. Sie sind stumme Zeugen der Wehmut, der Verzweiflung, der Tränen und hochsinigen Impulse, die an diesen Mauern zerschellten, Mauern, die viel fester als Festungsmauern sind. Ein Friseur, Delikatessengeschäfte, Schuhmacherwerkstätten, Kneipen, ein alter Mann mit der gelben Armbinde des Blinden, ein altes Mütterchen mit einer Einkaufstasche. Städte, die vor Zeiten wie eigens zum Kapitulieren gebaut wurden, dazu, erst aus den Fenstern Blumen auf die Stahlhelme von Soldaten herabregnen und dann an denselben Fenstern weiße Laken flattern zu lassen. In nächster Nähe Fabrikbauten, erhellt von der Flamme der Nacharbeit.

Und das alles — dieses ganze Land, in dem Altes und Neues sonderliche Nachbarschaft halt, in dem die Industrie braust und schläfrigprovinzielle Stille herrscht — das alles folgt jetzt dem ehernen Willen der Arbeiterklasse, die auch auf diesem Stück Erde die Fahne des Roten Oktobers aufgefällt, sein System eingeführt, seine Gesetze, seine Ethik und Kultur zur Geltung gebracht hat.

Ich war öfter in der DDR, manchmal lange, aber noch keimale habe ich ihr Wesen so deutlich empfunden wie in den drei Stunden Fahrt von Berlin nach Merseburg, in die Buna-Werke.

Ich habe nicht die Absicht, eine Reportage über die Sitzung der Akademie der Künste zu schreiben, an der ich mit anderen Gästen aus der Sowjetunion, mit dem Schriftsteller Konstantin Simonow und dem Komponisten Matwej Blanter, teilnehmen durfte. Nur ein paar Worte aus dem Begrüßungsschreiben von Arnold Zweig möchte ich hier zitieren:

„Der Zusammenbruch des scheußlichen Zarismus befreite eine ganze Epoche heranwachsender Menschen von den Lasten verganglicher Sklavenketten. Revolutionen ermuntern Völker zu sich selbst, zu all ihren besten Möglichkeiten, zu einer oft unerwarteten Größe.“

Der Wortlaut des Briefes wurde unter die Anwesenden verteilt, unter die Arbeiter und Akademiker, die Seite an Seite im großen Saal des Kulturhauses saßen. Ich betone: Seite an Seite, denn die Sitzung wurde nicht als ein Besuch von „Berühmtheiten“ bei „einfachen Arbeitern“ empfunden, obwohl Alexander Abusch, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der DDR und Mitglied der Akademie, die Leiterin des Berliner Ensembles, Bertolt Brechts Witwe, die bekannte Schauspielerin Helene Weigel, die Schriftsteller Eduard Claudius und Wieland Herzfelde und noch viele andere Größen der deutschen Literatur, Bühnen- und Filmkunst sowie der deutschen Musik anwesend waren.

Nein, niemand war gerührt, niemand dankte „für die Aufmerksamkeit“. Man spürte, daß da Gleichgesinnte beisammen waren, Menschen, die das gleiche Werk verrichten, eine Schicksalsgemeinschaft bilden und einander brauchen. Deshalb war auch das Genre der Veranstaltung, wenn ich so sagen darf, uneinheitlich. Sie bestand aus Erinnerungen, Ansprachen und künstlerischen Darbietungen, darunter einer ergreifenden Szene aus der Brechtschen Inszenierung der „Mutter“ von Gorki im Theater des Berliner Ensembles.

Am 19. Oktober 1967 erzählte ein Schriftsteller, Mitglied der Akademie, Sekretär des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, wie vor 27 Jahren die Arbeiter der Buna-Werke die Ehre und den guten Namen des deutschen Proletariats wahrten, als sie organisiert gegen die faschistischen Herren des Betriebs vorgingen. Die Zuhörer kannten den Redner. Er war selbst einmal Arbeiter in diesem Betrieb, ein Kommunist, in dessen Händen die Fäden des Untergrundkampfes zusammenliefen: Genosse Otto Gotsche.

Der Präsident der Deutschen Akademie der Künste, ein in der Republik bekannter Filmregisseur, überreichte der Belegschaft ein denkwürdiges Geschenk. Jetzt dreht er einen autobiographischen Film: Der junge Deutsche mar-

schiert als sowjetischer Oberleutnant mit den Sowjettruppen in Deutschland ein. Der Präsident der Deutschen Akademie der Künste heißt Konrad Wolf.

Ein ehemaliger Soldat der Internationalen Brigade in Spanien, ein Soldat der französischen Résistance, der antifaschistische Dichter Stephan Hermlin, trägt sein Gedicht über den Roten Oktober vor. Es heißt „Aurora“.

Nun erhebt sich Konstantin Simonow und nimmt ein Blatt aus der Tasche:

Es sang in Berlin auf kalter Bühne  
Ein Deutscher, in Spanien einst  
verwundet,

Für Hochverrat im voraus zur

Sühne

Verbannt und geköpft, sein Kopf

war gestundet.

Der „im voraus geköpfte Deutsche“, ein Liebling der deutschen Arbeiter, der alte und doch junge Ernst Busch, tritt zu Simonow, umfängt ihn und antwortet mit einem Simonowschen Lied:

Wart auf mich, ich komm zurück,

Aber warte sehr...

Dann stimmt er mit seiner starken, von Kundgebungen bekannten, auf die Barrikade, zum Angriff, zum tödlichen Ringen und Siegen rufenden Stimme das berühmte Einheitsfrontlied an, und alle Anwesenden singen den Refrain mit:

Drum links, zwei, drei!

Drum links, zwei, drei!

Wo dein Platz, Genosse, ist!

Reih dich ein in die

Arbeitereinheitsfront,

Weil du auch ein Arbeiter bist.

Am 19. Oktober 1967 ertönte im Kulturhaus der Volkseigenen Buna-Werke frei, getragen und feierlich die Internationale, angestimmt von Ernst Busch und gesungen von einem großen Jugendchor mit Orchesterbegleitung, und Hunderte — einst Sklaven und nun zu Hauf Geströmte — singen mit.





## Ein Diplomat der Leninschen Schule

Das ist keine Biographie und keine Studie, nur eine Niederschrift von Erinnerungen, ergänzt durch im Laufe der Jahre gesammeltes Wissen und durch Angaben über einige sowjetische Diplomaten, mit denen mich das Leben zusammenführte. Vielleicht werden Biographen und Forscher der Zukunft meine Aufzeichnungen als Baustein benutzen können.

Es erübrigt sich zu sagen, daß der Begründer der sowjetischen Diplomatie wie des Sowjetstaates überhaupt Lenin war. Ihm verdankt unsere Diplomatie ihre Hauptideen, in vieler Hinsicht auch ihre Formen. Darüber wurde schon viel geschrieben und wird noch viel geschrieben werden. Lenin war jedoch kein genialer Einzelgänger. Er war von Schülern und Helfern umgeben, darunter hochbegabten, hervorragenden Menschen. Sie waren die ersten aus der „Leninschen Schule der Diplomatie“, auf die die Sowjetunion heute noch stolz ist. Von einigen dieser ersten soll hier die Rede sein.

Vor allem von Georgi Wassiljewitsch Tschitscherin. Er leitete das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten von 1918 bis 1928 und war eine eindrucksvolle Persönlichkeit von einmaliger Prägung. Schon sein Äußeres erweckte Aufmerksamkeit: Die hohe, kräftige Gestalt, das sich bereits lichte dunkelbraune Haar, das Spitzbärtchen mit dem rötlichen Anflug, das kluge Intellektuellengesicht mit der großen Stirn, die distinguerte Haltung. Das Auffallendste aber waren seine Augen mit ihrem scharfen, ruhelos forschenden Blick. Seine Bewegungen waren von verhaltener Nervosität, rasch und impulsiv. In seinem ganzen Wesen lag ein großer Charme. Bei seinem Anblick dachte man unwillkürlich: was für ein interessanter, außergewöhnlicher Mensch!

In der Tat, Georgi Tschitscherin war eine ganz besondere Persönlichkeit.

Da war zunächst sein Ursprung. Er wurde im November 1872 als Sohn eines Tambower Gutsbesitzers geboren, der es im diplomatischen Dienst des Zaren zu einer beachtlichen Position gebracht hatte. Die Tschitscherins waren von altem Adel. Der Begründer ihres Geschlechts, ein Italiener, dessen Namen als Afanassi Tschitscherin überliefert ist, kam 1472 im Gefolge von Zofia Paläologos, einer Nichte des letzten oströmischen Kaisers, die als Frau von

Iwan III. Großfürstin Sophie hieß, nach Moskau. In den folgenden Jahrhunderten stellte das Geschlecht der Tschitscherins dem zaristischen Staatsapparat nicht wenig Würdenträger, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Boris Nikolajewitsch Tschitscherin, ein Onkel von Georgi Wassiljewitsch, Professor für Staatsrecht an der Moskauer Universität, Bürgermeister von Moskau, Jurist und Philosoph, zum ideologischen Führer des liberal gesinnten russischen Adels. Georgi Wassiljewitsch selbst hatte ein vorzügliches Gedächtnis, erhielt eine glänzende Bildung, sprach von Kindheit an mehrere Sprachen, spielte Flöte und Klavier, absolvierte die historisch-philologische Fakultät der Petersburger Universität und trat 1898 als 26jähriger in den Dienst des Hauptarchivs des Außenministeriums.

In Rußland reifte damals bereits die Revolution von 1905 heran, und die sich rasch erhitzende gesellschaftliche Atmosphäre übte auf den jungen Tschitscherin einen großen Einfluß aus. Er machte sich mit der sozialistischen Literatur und der Tätigkeit der revolutionären Organisationen vertraut. Im Jahre 1904 — er wurde damals immer noch als Beamter des Außenministeriums geführt — begab er sich nach Berlin, um einen tieferen Einblick in den Marxismus und in die fortschrittlichen Bewegungen des Westens zu gewinnen. Er nahm dort großen Anteil an der Tätigkeit der revolutionären Emigranten aus Rußland und wurde Mitglied der SDAPR, anfangs ihres menschenwristischen Flügels. 1908, aus Preußen ausgewiesen, ging er nach Paris. Zu diesem Zeitpunkt wurde er auch formal aus der Liste der Beamten des zaristischen Außenministeriums gestrichen, und das Polizeidepartement ließ für den Fall seines Auftauchens an der russischen Grenze einen Haftbefehl gegen ihn ergehen. In Paris war Tschitscherin bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs als Sekretär des Zentralbüros der sozialdemokratischen Auslandsgruppen tätig. Im August 1914 sah er sich durch den Einfall der deutschen Truppen in Frankreich veranlaßt, seinen Wohnsitz nach London zu verlegen. Dort blieb er, bis er im Januar 1918 in das bereits sowjetische Rußland zurückkehrte.

Wie man sieht, war Tschitscherin einer von den besten Vertretern der alten herrschenden Klasse, einer von denen, die, aufgeschlossen für den fri-

schen Wind der neuen Epoche, vorbehaltslos mit ihrer Vergangenheit brechen und unbeirrbar auf die Seite der aufsteigenden Klasse treten, welche die überlebten historischen Kräfte ablöst.

Ich kannte Tschitscherin gut, sowohl aus der Emigration, die ich gemeinsam mit ihm in England erlebte, als auch später, dank der gemeinsamen Arbeit im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten. Und folgendes erstelt wieder vor meinem geistigen Auge.

London während des ersten Weltkriegs. Tschitscherin hat vollkommen mit seiner Klasse gebrochen. Dieser Bruch äußert sich bei ihm in leidenschaftlichen, fast übertriebenen Formen. Tschitscherin wurde Fanatiker und Asket in seinem Tun, seinem Denken, seinem Handeln, seiner Lebensweise. Früher hatte er großen Wert auf elegante Kleidung gelegt, jetzt trug er nur noch billige Anzüge. Früher speiste er gerne gut und war ein vorzüglicher Weinkenner; jetzt wurde er Vegetarier, und kein Tropfen Alkohol berührte mehr seine Lippen. Früher war er ein Liebhaber von Bühne, Oper und Ballett gewesen, jetzt entsagte er jeglichen Zerstreuungen. Früher hatte er gern musiziert — er war ein guter Klavierspieler —; jetzt trat er nie mehr an den Flügel. Während der ganzen Emigrationsjahre konnten die Genossen ihn nur einmal, am 1. Mai 1916, überreden, in die Tasten zu greifen.

Früher hatte Tschitscherin beträchtliche Summen für den eigenen Bedarf ausgegeben; jetzt lebte er in spartanischer Schlichtheit, seine ansehnlichen Mittel aber übergab er der Partei. Seit Tschitscherin Sozialdemokrat geworden war, glaubte er, jede Minute der 24 Stunden seines Tages müßte der Revolution und nur ihr gehören. In der Tat war Tschitscherin als Emigrant vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein mit allen erdenklichen gesellschaftlichen Angelegenheiten wie Treffen, Aussprachen, Versammlungen, dem Schreiben von Artikeln und Proklamationen beschäftigt. Erst spät in der Nacht kehrte der Unverheiratete in seine einsame Mansarde zurück, die sich in einem Londoner Arbeiterviertel befand, und dann saß er noch bis zwei, drei Uhr morgens am Tisch und schrieb Briefe und Resolutionsentwürfe.

Tschitscherin rang sich nicht gleich zum Bolschewismus durch. Noch während des ersten Weltkriegs stand er auf dem Standpunkt eines menschenwristischen Internationalisten (d. h. eines Kriegsgegners, aber ohne die Leninsche Lösung von der Verwandlung des imperialistischen Kriegs in einen Bürgerkrieg), doch in den Flammen des ersten Weltkriegs verbrannte sein Mensche-

wismus, und im Frühjahr 1917 sagte er mir geradeheraus, seine ganze Sympathie gehöre jetzt den Bolschewiki. In den folgenden Monaten verhielt er sich in der Tat wie ein echter Bolschewik und leistete nicht nur unter den Emigranten, sondern auch unter den englischen Arbeitern Antikriegspropaganda. Dafür wurde er zuerst in ein englisches Gefängnis gesteckt und später nach Rußland ausgewiesen. Als er Anfang 1918 nach Moskau kam, trat er der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki) auch formal bei.

Die zehn Jahre, die Tschitscherin an der Spitze des sowjetischen Auswärtigen Amtes stand, waren eine ereignisreiche, stürmische Epoche, in der wichtigste Probleme der Menschheitsgeschichte gelöst wurden, eine Zeit der Wende, des unverkennbaren Niedergangs des Kapitalismus und der nicht minder unverkennbaren Morgenröte des Sozialismus.

Natürlich tobten heftige Schlachten zwischen dem Alten und dem Neuen, siedeten die Meere, bebten die Kontinente. Pfeiler, die seit Jahrhunderten gestanden hatten, brachen zusammen, völlig neue Ideen, Forderungen und Formen des Lebens kamen auf. Unter diesen komplizierten, widerspruchsvollen Verhältnissen hatte Tschitscherin den Kurs der sowjetischen Außenpolitik zu steuern. Zum Glück war er zu umfassenden Verallgemeinerungen und zu tiefeschürfender Analyse veranlagt, auch hatte er eine gewisse romantische Ader. Dank diesen Eigenschaften konnte er sich unter der Führung des großen Lenin sachkundig in der verworrenen Weltsituation orientieren und großangelegte politische Konzeptionen erarbeiten.

An Tschitscherins Tätigkeit als Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten sind fünf Hauptmomente hervorzuheben.

Das erste war die Unterzeichnung des Brester Vertrags. Georgi Wassiljewitsch kehrte gerade zu der Zeit nach Rußland zurück, als Trotzki, der Leiter der sowjetischen Delegation bei den Brester Verhandlungen mit den Deutschen, im Gegensatz zum Beschluß des ZK der Partei und zu den persönlichen Weisungen Lenins die Verhandlungen torpediert, die Unterzeichnung des von den Deutschen vorgeschlagenen schweren, aber unter den gegebenen Umständen nicht zu umgehenden Friedensvertrages verweigert und erklärt hatte: Wir führen keinen Krieg, schließen aber auch nicht Frieden. Die Deutschen machten sich diese verbrecherische Geste Trotzki zunutze, eröffneten die Offensive gegen das damals fast wehrlose Sowjet-

land und stießen bis Pskow vor. Noch komplizierter wurde die Lage dadurch, daß die „linken Kommunisten“ unter Bucharins Führung verlangten, die Friedensverhandlungen sollten abgebrochen und ein „revolutionärer Krieg“ erklärt werden. Die Revolution schwebte in Todesgefahr.

Lenin traf entschlossene Maßnahmen, Trotzki wurde abberufen, und nach Brest fuhr eine neue Delegation, der Tschitscherin angehörte. Diese unterschrieb am 3. März 1918 den, wie Lenin sagte, „furchtbar schweren“ Brester Vertrag, da er der Revolution immerhin das gab, was sie damals am meisten brauchte: eine Atempause. Acht Monate später machte die Geschichte den Brester Vertrag gegenstandslos.

Das zweite Moment war der Kampf, den Tschitscherin in den Jahren des Bürgerkriegs und der ausländischen Intervention gegen die kapitalistische Umkreisung führte. Er tat es mit diplomatischen wie auch mit agitatorischen Mitteln. Unter unmittelbarer Leitung Lenins verfaßten Tschitscherin und seine Mitarbeiter eine Vielzahl von Aufrufen und Appellen, von Botschaften an die Massen der Arbeiter, Bauern und Intellektuellen des Auslands. Durch all diese Dokumente, die das Volkskommissariat veröffentlichte, die es telegraphisch und auf dem Funkweg verbreitete, zog sich wie ein roter Faden das Streben des Sowjetstaates nach Einstellung des Krieges. In den Jahren des Bürgerkriegs und der Intervention ergingen von sowjetischer Seite zahlreiche Friedensangebote, aber sie fielen auf einen steinigen Boden. In den gleichen Jahren übermittelte die Sowjetregierung den Regierungen der ausländischen Mächte unzählige Noten, Denkschriften und Erklärungen und benutzte auch wiederholt eine neue Form des diplomatischen Kampfes, die darin bestand, daß sie sich über den Kopf der ausländischen Regierungen hinweg unmittelbar an die Arbeiter Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Vereinigten Staaten wandte.

Das dritte Moment ist die großangelegte, im wahrsten Sinne des Wortes historische Arbeit auf dem Gebiet der Beziehungen zu den Ostländern. Enorme Bedeutung hatten in dieser Hinsicht die Aufrufe der Sowjetregierung an die Ostvölker. Die Regierung des Sowjetlandes stellte darin mit Nachdruck die Frage der Selbstbestimmung der Nationen und verzichtete konsequent auf das imperialistische Erbe, das ihr der Zarismus in den abhängigen und kolonialen Ländern hinterlassen hatte. Am markantesten äußerte sich diese Politik in den Verträgen mit der Türkei, mit Persien und mit Afghanistan, die Tschitscherin Anfang 1921 unterzeichnete. Diese Ver-

träge beruhen auf dem Grundsatz der vollen Gleichberechtigung Sowjetrußlands und seiner Partner. Nach ihrem Muster wurden später weitere Verträge mit östlichen Ländern, darunter mit China, abgeschlossen. Der Name Tschitscherin ist darum für alle Zeiten mit der großen Wende in der Geschichte der Beziehungen zu den Ländern des Ostens verknüpft.

Das vierte Moment war Genua. Im April 1922 wurde, hauptsächlich auf Betreiben des damaligen britischen Premierministers Lloyd George, in Genua eine große internationale Konferenz einberufen, offiziell, um die Beziehungen zwischen Sowjetrußland und der kapitalistischen Welt zu regeln. Im Grunde genommen wollten die Führer der Weltbourgeoisie versuchen, sich den revolutionären Staat gefügig zu machen und ihm die Schlinge der wirtschaftlichen Ausbeutung um den Hals zu legen. Die Sowjetrepublik war zu dieser Konferenz eingeladen, und an der Spitze ihrer Delegation stand Tschitscherin.\*

Es war dies das erste Mal, daß sich die zwei konträren Welten offen auf der internationalen Arena begegneten, und vom Ausgang dieses Treffens hing vieles ab. Tschitscherin war auf der Höhe. Zu einer Einigung kam es natürlich nicht und konnte es auch nicht kommen, da die Bourgeoisie für die Normalisierung ihrer Beziehungen zum Sowjetstaat forderte, daß dieser die Schulden der Zarenregierung und der Provisorischen Regierung bezahle, das nationalisierte Eigentum von Ausländern zurückerstatte und das Außenhandelsmonopol aufhebe. Die Sowjetdelegation lehnte diese Forderungen kategorisch ab und meldete Gegenforderungen für den Verlust an, den die Intervention unserem Lande zugefügt hatte. Allerdings war die Sowjetdelegation bemüht, einen für beide Lager annehmbaren Kompromiß zu ermöglichen, zu gewissen Zugeständnissen bereit, vorausgesetzt, daß die kapitalistischen Verhandlungspartner gleichwertige Konzessionen machen würden. Aber da die westlichen Politiker die Bedeutung und die Aussichten des Sowjetstaates damals noch unterschätzten, blieben die Verhandlungen in Genua ergebnislos.

Als Chef der Sowjetdelegation führte Tschitscherin dieses große und schwierige Renkontre aufs glänzendste durch, wobei er mit großem Geschick in sei-

\* Ursprünglich war Lenin zum Leiter der sowjetischen Delegation ernannt worden, doch setzte sich später die Erkenntnis durch, daß Lenins Leben nicht durch eine Auslandsreise gefährdet werden durfte, und an seiner Stelle übernahm Tschitscherin die Führung der Delegation.



nem diplomatischen Kampf Festigkeit und Elastizität verband. Viele Jahre später, als ich Sowjetbotschafter in London war, sagte mir Lloyd George: „Tschitscherin hatte es in Genua nicht leicht: allein gegen uns alle! Aber er lavierte ausgezeichnet und vertrat zugleich unbeirrbar den Standpunkt seiner Regierung. Kam es auch nicht zu einem Abkommen, so erwies sich Tschitscherin persönlich dennoch als ein vorzüglicher Diplomat.“

Sehr wichtig war auch — das hatte gewaltige historische Bedeutung —, daß die Sowjetdelegation in Genua einen Abbau der Rüstungen vorschlug. Wir brauchen kaum zu sagen, daß sie damit bei den westlichen Diplomaten nicht durchdrang.

Dafür kam Tschitscherin aus Genua mit einem großen politischen Gewinn anderer Art zurück. Am 16. April 1922 unterzeichnete er in Rapallo bei Genua einen Vertrag mit dem deutschen Außenminister Walther Rathenau. Durch diesen Vertrag wurden diplomatische Beziehungen zwischen beiden Ländern hergestellt, und sie leisteten gegenseitig Verzicht auf alle Ansprüche. Das war ein großer Sieg Sowjetrußlands.

Das fünfte Moment war die lange Serie der diplomatischen Anerkennungen der Sowjetunion in den Jahren 1924 und 1925. In dem kurzen Zeitraum von 12 bis 15 Monaten wurden diplomatische Beziehungen zu England, Frankreich, Italien, Japan, China, Mexiko, Schweden, Norwegen, Dänemark, Österreich, Griechenland und anderen bürgerlichen Staaten aufgenommen. Darin äußerte sich selbstverständlich die rasch zunehmende wirtschaftliche und politische Bedeutung unseres Landes, doch wurde dieser Prozeß durch Tschitscherins persönliche Eigenschaften beträchtlich erleichtert. Seine große Kultur und umfassende Bildung, seine vorzüglichen Sprachkenntnisse, sein Eingehen auf die Mentalität der bürgerlichen Verhandlungspartner und seine Gabe, sich mit ihnen zu verständigen, halfen im Verein mit dem Charme, den die Persönlichkeit des Volkskommissars ausstrahlte, mehr als einmal, die Verhandlungen über die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu beschleunigen.

Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich Tschitscherin um den Sowjetstaat als der erste Gestalter des sowjetischen Auswärtigen Amtes. Natürlich ging hier vieles, wie erwähnt, von Lenin aus, aber die gesamte laufende Arbeit gehörte hauptsächlich zu den Obliegenheiten Tschitscherins. Dabei hatte er fast buchstäblich am Nullpunkt anfangen müssen, denn der Apparat des zaristi-

schen Außenministeriums lehnte gleich nach der Oktoberrevolution entschieden jede Zusammenarbeit mit der neuen Regierung ab, zudem war er auch wegen der Anschauungen und Stimmungen seiner Mitarbeiter völlig unbrauchbar. Nur ganz wenige von ihnen wurden ins Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten übernommen.

Natürlich ergaben sich große Kaderschwierigkeiten. Anfangs waren Lenin und Tschitscherin bemüht, ehemalige Emigranten wie Litwinow, Rothstein, Worowski oder Alexandra Kollontai, die lange im Ausland gelebt hatten, Fremdsprachen kannten und sich auf die Lebensweise und die Mentalität anderer Völker verstanden, für die Tätigkeit im Volkskommissariat zu gewinnen. Aber es gab nur wenig Kräfte dieser Art, und nach und nach wurde der Apparat des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten durch Menschen mit ganz anderem Werdegang aufgefüllt: durch überzeugte, in den Kämpfen des Bürgerkriegs gestählte Kommunisten, die alle Voraussetzungen mitbrachten, gute Diplomaten zu werden. Unter der allgemeinen Leitung Lenins und der unmittelbaren Obhut Tschitscherins gelang es, im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten einen Apparat zu formieren, von dem Lenin schrieb: „... Dieser Apparat ist etwas ganz Außerordentliches im Bestande unseres Staatsapparats... Dieser Apparat hat sich bereits (man kann das ohne weiteres sagen) den Ruf eines erprobten kommunistischen Apparats erworben...“

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Vorzüge des Volkskommissariats in hohem Maße durch die seines Chefs zu erklären waren. In Moskau äußerten sich bei Tschitscherin in noch viel höherem Grade eben die Eigenschaften, durch die er sich schon während der Londoner Emigration ausgezeichnet hatte. Gewiß, einige asketische Überspitzungen, wie ich sie eingangs geschildert habe, sah man jetzt zum Teil gemildert, aber im allgemeinen blieb alles wie zuvor. Tschitscherin hatte nichts eingebüßt von seiner Arbeitsfähigkeit und Energie. Ein Privatleben hatte er nicht. Er gehörte ganz dem Volkskommissariat, interessierte sich nur für das Volkskommissariat. Als Wohnung diente ihm ein Zimmer, das sich an seinen Arbeitsraum angeschlossen. Dort aß und schlief er (Tschitscherin blieb bis an sein Lebensende Junggeselle). Seine ganze übrige Zeit gehörte der Arbeit.

Seine Gewohnheit, bis spät in die Nacht hinein auf zu bleiben, die schon in London so auffallend gewesen war, hatte sich jetzt zur regelmäßigen Nachtar-

beit entwickelt. Er ging zwischen 6 und 7 Uhr früh schlafen und stand gegen Mittag auf. Selbst Audienzen für ausländische Botschafter wurden oft auf die Nachmittagsstunden angesetzt. Ein besonders häufiger Gast Tschitscherins in nächtlichen Stunden war der erste deutsche Botschafter nach Rapallo, Graf Brockdorff-Rantzau, gleichfalls ein passionierter Nachtarbeiter, zu dem der Volkskommissar sehr gute Beziehungen unterhielt. Oft blieben sie nach Erledigung der Amtsgeschäfte bis in die frühen Morgenstunden beisammen und unterhielten sich über die mannigfaltigsten wissenschaftlichen, philosophischen, literarischen und musikalischen Probleme.

Oft konnte man Tschitscherin, einen Schal um den Hals, zu nächtlicher Stunde durch die Gänge des Volkskommissariats wandeln sehen, wobei er bald in dieses, bald in jenes Zimmer einkehrte und sich mit den Mitarbeitern unterhielt (die wegen ihres Vorgesetzten genötigt waren, die Nächte gleichfalls in den Diensträumen zu verbringen). Das ZK versuchte mehrmals, die Nacharbeit im Volkskommissariat abzuschaffen, aber Tschitscherin fand immer einen Weg, solche Vorschriften zu umgehen.

Eine Erinnerung aus der Zeit der Nacharbeit im Volkskommissariat hat sich mir besonders eingeprägt. Es war im Oktober 1922, als die japanischen Interventionen aus Wladiwostok abgezogen waren. Damit war endlich das letzte Stück sowjetischen Gebiets, das die Interventionen an sich gerissen hatten, der Heimat wiedergegeben. Unser Volk war von Freude und Begeisterung erfüllt. Damals leitete ich die Presseabteilung des Volkskommissariats. In nächster Nähe meines Zimmers befand sich das des Leiters der Auslandsabteilung der ROSTA (Russische Telegrafagentur) — die TASS gab es noch nicht —, und der Leiter dieser Abteilung war ein junger Mann von 24 Jahren namens Michail Kolzow. Zwischen ihm und mir bestanden die besten Beziehungen, und wir unterhielten uns oft miteinander. In jener Nacht war Kolzow bei mir, als Tschitscherin hereinkam, um die letzten ROSTA-Telegramme über den Abzug der Japaner aus dem fernöstlichen Küstengebiet durchzusehen. Je länger er las, desto mehr hellte sich sein Gesicht auf, desto lebhafter wurden seine Gesten. Es war zu sehen, daß er mit den Auslandsnachrichten sehr zufrieden war. Plötzlich sprang er auf und forderte mich und Kolzow fast im Befehlston auf: „Kommen Sie mit!“

Wir folgten ihm, ohne zu wissen, wohin und wozu. Nach ein paar Minuten standen wir in seinem Arbeitszimmer. Er schlug den Deckel des

dort stehenden Flügels auf und griff temperamentvoll in die Tasten. Mächtige Klänge wogten auf, erfüllten den Raum, hallten durch die Gänge. Kolzow und ich waren ganz Ohr. Ich kann nicht genau sagen, wie lange und was Tschitscherin spielte; jedenfalls schien mir, daß er sich ganz der Magie seines geliebten Mozarts überließ, mag auch ein wenig Improvisation dabei gewesen sein. Nach der denkwürdigen Musikdarbietung Tschitscherins in den Emigrantenjahren, von der ich oben schrieb, war es das erste Mal, daß ich ihn wieder am Flügel sah. Es war großartig. Tschitscherins Antlitz, über das sich ein leichtes Rosa ergossen hatte, war von

einem tiefen inneren Licht erhellt. Schließlich ließ Tschitscherin den letzten Akkord verklingen, erhob sich und sagte mit seiner gewöhnlichen Stimme: „Zurück an die Arbeit. Ich muß gleich ein chiffriertes Telegramm nach Berlin abschicken.“

Ende 1928 trat Tschitscherin, nachdem er zehn Jahre Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten gewesen war, krankheitshalber einen längeren Urlaub an. Er war von Natur aus nicht robust, und die maßlose Überanstrengung, die er sich sein Leben lang zugemutet hatte, war seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen. Er erkrankte

## Bulgarische Maßstäbe

Irina TROFIMOWA

Wagen montieren wird. Auf der Messe in Plovdiv habe ich sie schon gesehen.

Bulgarien hat nicht die Absicht, zu den anderen Personenwagen erzeugenden sozialistischen Ländern in Konkurrenz zu treten. Es erwirbt keine Lizenzen auf den Wagenbau, wie das beispielsweise Jugoslawien getan hat. Vorherhand sollen nur Montagewerkhallen eingerichtet werden. In etwa drei oder vier Jahren gedenken die bulgarischen Wagenbauer, einige Werkteile und Baugruppen zu erzeugen.

In Bulgarien ist in 15 bis 20 Jahren eine Industrierevolution vollbracht worden, wie sie in Ländern Westeuropas viele Jahrzehnte gedauert hat.

Heute steht Bulgarien vor einer wissenschaftlichen und technischen Revolution. Es geht von der extensiven zur intensiven Wirtschaftsentwicklung über.

### Freie Bahn der Kybernetik!

Prof. Iwan Popow, ein Mitglied des Politbüros des ZK der Bulgarischen Kommunistischen Partei, den ich um eine Unterredung bat, bestellte mich für acht Uhr abends in das von ihm geleitete Staatliche Komitee für Wissenschaft und technischen Fortschritt. Es war schon gegen acht. In dem großen Bau des Komitees Ecke Rakowski- und Slawianska-Straße war es still, die Bürostunden waren zu Ende. Mir war es peinlich, daß Prof. Popow, der dienstlich weggefahren war, meinetswegen so spät zurückkommen sollte. Der Diensthabende beruhigte mich aber:

an Diabetes, eine Polyneuritis trat hinzu. Er fuhr zur Kur nach Deutschland und nahm seine Arbeit nicht mehr auf.

Seine letzten Lebensjahre (Tschitscherin starb am 7. Juli 1936) verbrachte er in Moskau. Er lebte fast abgeschlossen von der Außenwelt und widmete seine Zeit hauptsächlich der Abfassung eines Werks über Mozart. In diesen Jahren erhielt ich von ihm mehrere Briefe, in denen er mich bat, ihm einige Bücher und Heilmittel zu besorgen. Natürlich erfüllte ich mit größter Bereitschaft diese kleinen Anliegen eines Mannes, den ich so achte und der seinen Namen auf ein Ruhmesblatt der Geschichte eingetragen hat.

„Genosse Popow arbeitet gewöhnlich bis spätabends.“

Kurz darauf kam der Professor, ein energischer Mann mit grauem Haar und jugendlichem Gesicht, und er bestätigte mir, was sein Sekretär gesagt hatte:

„Der Tag hat zu wenig Stunden. Eben haben wir, Genosse Shiwkow und ich, eine neue Erfindung besichtigt. Eine hochinteressante Sache. In einem Monat geht sie in Serienfertigung.“

Über den technischen Fortschritt in Bulgarien sagte mir Prof. Popow:

„Es hat seine Vor- und seine Nachteile, daß wir den Sozialismus aufbauen und zugleich eine wissenschaftliche und technische Revolution vollziehen. Die industrielle Produktion bei uns wächst schnell, wir haben einen jährlichen Zuwachs von 12—13 Prozent. Die Produktion entwickelt sich aber extensiv. Immer neue Arbeitskräfte kommen in die Industrie. Zur Zeit sind im Maschinenbau rund 250 000 Personen beschäftigt. Vor dem Krieg hatte Bulgarien überhaupt nur 125 000—130 000 Arbeiter. Jetzt sind es 1,6 Millionen. Die neuen sind ehemalige Bauern. Der Zustrom von Arbeitskräften aus dem Dorf hält an und wird weitergehen. Die Leute brauchen aber Zeit, um sich so einzuarbeiten, wie es die moderne Betriebskultur verlangt. Deshalb läßt die Arbeitsproduktivität viel zu wünschen übrig.“

Und weiter: Unser Außenhandel entwickelt sich sehr lebhaft. Der Anteil der Maschinen und Betriebsausrüstungen am Export macht über 28 Prozent aus. Manchmal aber exportieren wir mit Verlust. Die Selbstkosten sind hoch. Auch insofern hängt alles von der Arbeitsproduktivität ab.

Die Industrie hat ziemlich neue Maschinen, sie werden aber nicht ausgiebig genug genutzt. Wir haben eine Bekleidungsfabrik mit italienischen Maschinen eingerichtet. In Italien näht eine Arbeiterin auf so einer Maschine täglich 33 Hemden, bei uns schaffte sie



anfangs nur 13 und bringt es heute auf 22.

Wir nehmen uns vor, mit Hilfe des technischen Fortschritts die Arbeitsproduktivität rapide zu steigern. Sie und der Nutzeffekt der Betriebe in den wichtigsten Branchen sollen bis 1970 Weltniveau erreichen, in den übrigen bis 1975."

Weiter spricht Prof. Popow darüber, wie das geschehen soll. Man brauche spezialisierte Betriebe, besonders im Maschinenbau. Dann könne man große Serien erzeugen. Auch sollen die neuesten Erkenntnisse von Wissenschaft und Technik sofort in den Betrieben ausgewertet und die wissenschaftliche und technische Zusammenarbeit mit der UdSSR soll ausgedehnt werden.

"Voriges Jahr haben wir aus Ihrem Land 351 komplette technische Unterlagen bekommen", sagt der Professor. "Das ist fast die Hälfte dessen, was unsere Forschungsinstitute liefern. Wir arbeiten gemeinsam mit Ihren Ministerien und Forschungsinstituten an Hunderten von Themen. Dadurch nimmt unser wissenschaftliches Potential bedeutend zu."

Im Staatlichen Komitee für Wissenschaft und technischen Fortschritt befaßt man sich jetzt damit, die Produktion und ihre Leitung wissenschaftlich aufzuziehen, in der Leitung die Kybernetik einzubürgern und zur Steuerung der Arbeitsgänge in den Betrieben Computer zu verwenden.

"Es werden schon neue Steuerungssysteme für ganze Wirtschaftsbranchen entwickelt", sagt Prof. Popow. "Später sollen sie zu einem kybernetischen Steuerungssystem für die ganze Volkswirtschaft zusammengefaßt werden."

Kolossale Aufgaben sind das! Bulgarien hat einen Entwicklungsstand erreicht, auf dem es dazu übergehen kann, die Wissenschaft in Industrie und Landwirtschaft als Produktivkraft zu verwenden.

### Prognosen und Auffassungen

Ich erinnere mich an Bulgarien aus der Zeit, als dort die Vergenossenschaftlichung des flachen Landes zum Abschluß gebracht wurde. Auf einer Fahrt durchs Land sah man inmitten riesiger Felder plötzlich ein Handtuchfeld. Später waren nur noch in den bergigen Gebieten Einzelwirtschaften anzutreffen. In den Rhodopen z. B. gibt es kleine Dörfer oder Weiler, die über die Berghänge verstreut liegen. Dort bestehen auch heute noch nicht überall LPGs. Alles in allem aber gehören 95 Prozent der Anbauflächen den LPGs.

In Bulgarien konnten in den Dörfern mühsamer als in anderen sozialistischen

Ländern Genossenschaften gegründet werden, unter anderem deshalb, weil sich dort die genossenschaftliche Bewegung schon lange vor dem Sieg der Septemberrevolution zu entwickeln begonnen hatte. Als die Bauern des Dorfes Straldsha (Kreis Jambol) im Jahre 1928 erfuhren, daß in der Sowjetunion Kolchosen gebildet werden, gründeten sie die erste Genossenschaft Bulgariens und nannten sie „Anfang“. Besonders aufschlußreich ist, daß die Begründer ihrer Satzung als Motto Worte voranstellten, die für die Bauernschaft vieler Länder noch jetzt aktuell sind: „Die einzige Rettung für den Kleinbauern ist die gemeinsame Bestellung des Bodens mit Maschinen."

Bulgarische Kommunisten und auch andere Kleinbauern gründeten damals 48 Genossenschaften. In manchen wurden sogar die Felder zusammengelegt. Die Behörden lösten die Genossenschaften auf, aber 28 blieben bis zum 9. September 1944 bestehen und waren den anderen ein Vorbild.

Die Probleme der Gründung von LPGs sind längst gelöst. Auch die Zeit ihrer Stabilisierung ist vorbei. Jetzt hat die Landwirtschaft neue Aufgaben. Von diesen erzählte mir Ackerbauminister Nikola Palagatschew. Er hat an der Universität Agronomie studiert, noch vor der Revolution. Während des Krieges war er im Kreise Smoljan bei den Partisanen.

Zu Beginn unseres Gesprächs sagte Palagatschew, daß Bulgarien voriges und dieses Jahr außerordentlich reiche Ernten hatte, besonders an Weizen, Mais, Zuckerrüben und Sonnenblumen. Der durchschnittliche Weizenantrag machte dieses Jahr über 30 Dezitonnen vom Hektar aus. In manchen Landkreisen war er noch größer.

"In Dänemark, Belgien und Holland schwankt der Hektarertrag an Weizen zwischen 40 und 43 Dezitonnen, in unserem Kreis Tolbuchin hatten wir dieses Jahr 45,2 Dezitonnen", sagte er.

Noch vor ein paar Jahren zogen die bulgarischen Führer, wenn sie die Leistungen ihres Landes charakterisierten, Vergleiche mit dem benachbarten Griechenland. Jetzt hört man so etwas nicht mehr. Alles wird mit den hochentwickelten Ländern verglichen, selbst wenn die Leistungen Bulgariens viel geringer sind wie z. B. bei der Arbeitsproduktivität in der Industrie. Das will viel heißen.

Aber kommen wir auf das Gespräch mit Ackerbauminister Palagatschew zurück. Er erzählt, daß seit 1930 die Landwirtschaft konzentriert und spezialisiert wird. Sonnenblumen sind z. B. in Nordbulgarien ertragreich, dort werden die Anbauflächen dafür ausgedehnt, während man sie im Süden einschränkt.

Dieses Jahr sind im Norden keine Baumwollpflanzungen mehr zu sehen. Man baut Baumwolle nur in Südbulgarien an, besonders in den Kreisen Haskowo und Stara Sagora. Man stellt fest, wo Gemüse, Obst, Wein, besonders Tischwein, usw. gut gedeihen.

Seit vorigem Jahr wird der Stand der Landwirtschaft allseitig untersucht, damit man komplette Prognosen für die Förderung der Produktion nach Branchen und Nutzpflanzen für mehrere Zeitabschnitte aufstellen kann: die erste bis 1975, die zweite bis 1980 und die dritte bis zum Jahre 2000. Dabei werden wissenschaftliche und technische Konzepte aufgestellt, die nicht allein eine Bestimmung der Pflanzensorten für ein bestimmtes Gebiet, die Größe der Anbauflächen und die Mechanisierung der Arbeiten, sondern auch Verarbeitung und Absatz der Produkte umfassen.

Zu diesem Zweck hat man im laufenden Jahr eine Kommission aus landwirtschaftlichen Fachkräften, aus solchen der Nahrungsmittelindustrie, des Landmaschinenbaus und anderer Fachämter gebildet, die etwas mit der Landwirtschaft zu tun haben. Die Forschungsinstitute für Getreide, Tabakbau usw. sollen bis zum Jahresende ihre Prognosen aufstellen, und dann soll das Land in Kleinstbezirke aufgeteilt werden.

Was ist ein Kleinstbezirk? Er besteht aus 20 bis 30 landwirtschaftlichen Betrieben, die auf ähnliche Erzeugnisse spezialisiert sind. Bei dieser Einteilung wird man jeden Bezirk sachgemäßer leiten können. Sie werden ihre Sichtpläne haben und darüber hinaus jeder Betrieb seinen Zehnjahrplan.

"Das alles ist die Grundlage für die Erfüllung der uns vom IX. Parteitag der KP B gestellten Aufgabe, in der Landwirtschaft industrielle Produktionsmethoden einzuführen", sagt der Minister.

Aber das ist ein besonderes Thema. Hier verflochten sich Probleme, die die Entwicklung der Landwirtschaft und die der Industrie betreffen. Es handelt sich um eine Spezialisierung der Produktion, darum, daß einzelne Branchen zusammengelegt, Arbeitsgänge mechanisiert, Selbstkosten gesenkt, die Arbeitsleistungen wesentlich gesteigert werden sollen usw.

In Bulgarien hat eine qualitativ neue Entwicklungsphase der Landwirtschaft eingesetzt. Auch ihr liegt die Verbindung der Wissenschaft mit der Produktion zugrunde.

### Bulgaren im Ausland

Bei Technoimpex zeigte man mir ein Fotoalbum. Ein Olympiastadion, eine Lehranstalt, Hotels, Cafés, ein Kindergarten, Wohnbauten, der Amtssitz des

Präsidenten, das Arbeitsamt. Unter den Fotos die Namen tunesischer Städte: Tunis, Sousse, Le Kef, Medina.

Noch ein paar Seiten. Das ist Syrien. Eine Bewässerungsanlage am Nahr el'Asi, der Zafarani-Staudamm, ein Begrünungsplan für Damaskus, ein Sportplatz ebendort, die Bahn von Aleppo nach Latakia. Ich blättere weiter. Das Projekt für den Hafen Assab in Äthiopien, ebendort eine Tabakpflanzung.

Das alles haben bulgarische Architekten, Ingenieure und Arbeiter gebaut oder angelegt. Hier ist auch ein Foto bulgarischer Fachkräfte: ein Professor, ein Architekt, ein Bautechniker.

Der Leiter von Technoimpex, Georgi Kumbilijew, erzählte mir, daß Bulgarien erst vor acht oder neun Jahren im Ausland zu bauen angefangen hat. Diese Tätigkeit wurde von einer speziellen Außenhandelsorganisation geleitet, die für alles zuständig war: für Abkommen mit anderen Ländern, für Projekte, für Lieferung von Maschinen und Entsendung von Fachkräften. Bald aber war Bulgarien an so vielen und verschiedenen Bauarbeiten im Ausland beteiligt, daß die Organisation aufgeteilt werden mußte. Jetzt bestehen drei: Technoexportstroi für Bauarbeiten, Technoexport für Maschinen und Technoimpex für Fachkräfte.

Kumbilijew zählte mir ungefähr 25 Länder auf, in denen bulgarische Ärzte, Agronomen, Fachleute für Melioration, Zootechniker, Lehrer, Architekten und Ingenieure verschiedener Fachrichtungen tätig sind. Große Gruppen von Fachkräften arbeiten in Kuba, in der Mongolei, in Afghanistan, Tunesien, Algerien, Syrien, Guinea, Ghana und vielen anderen Ländern.

Ich habe Dankbriefe an Bulgarien für seine Hilfe gelesen. Rührend schreibt man aus Guinea über die Kinderärztin Nina Krumowa und aus Addis Abeba über den Chirurgen Alexander Gyrowski und die Ärztin Stefana Metschkowa.

Über Bulgarien sind schon viele Bücher geschrieben worden. Immer häufiger berichtet die Weltpresse über das Leben des bulgarischen Volkes und seine Taten. Und doch sollte man dieses Land noch besser kennen.

Beim Aufbau des Sozialismus benutzt die Volksrepublik Bulgarien nicht allein die Erfahrungen der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Länder. Sie hat auch eigene. Das heutige Bulgarien kann schon anderen Ländern helfen, ihre Wirtschaft voranzubringen und optimale Lösungen für ihre wirtschaftlichen und anderen Probleme zu finden.

Das bulgarische Volk ist stolz darauf, und auch die anderen sozialistischen Länder sind es, denn die Fortschritte Bulgariens bestätigen, daß der Sozialismus unbegrenzte Möglichkeiten bietet.

Oberstleutnant  
Alexej LEONTJEW

## Verstärkte Abfuhr

### Übersicht über die Kriegshandlungen in Vietnam

Südvietnam ist kleiner als Florida, und doch sind zu den Kriegshandlungen in diesem Land bereits über 500 000 amerikanische Soldaten und Offiziere, über die Hälfte aller Flugzeuge der Luftwaffe und mehr als ein Drittel aller Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten eingesetzt. Selbst nach den zweifellos beschönigenden amtlichen Angaben hat das Pentagon dort schon über 100 000 Mann verloren. Vergeblich bemühen sich die Interventionen, einen raschen Sieg zu erzielen, ihren ungreifbaren, standhaften und unerschrockenen Gegner aufs Haupt zu schlagen. In Vietnam hat sich ein Dauerkrieg angebahnt.

Wie oft hat man USA-Generale klagen hören, die Befreiungsarmee und die Partisanen hielten sich in diesem Krieg „nicht an die Regeln“, stellten sich nur zum Kampf, wo es für sie vorteilhaft ist, entzogen sich den Schlägen der Luftwaffe und vereitelten alle Versuche der Interventionen, größere Verbände des Volksheeres zu stellen und zu vernichten! Von jeher war es ein Vorzug der Patrioten, daß sie das Gelände gut kannten und über eine vorzügliche Aufklärung verfügten. Jetzt suchen sie auch in den Schanzarbeiten ihren Meister. Sie verstehen sich auf Nachtangriffe und Nahkämpfe. Ihre Truppen sind außerordentlich mobil und immer in Bewegung. Meist führen sie kurze Überraschungsschläge, nicht selten aber auch stunden- und sogar tagelange Kämpfe. Ihre Taktik ist elastisch, sie bedienen sich der mannigfaltigsten Mittel. Das kämpfende Vietnam verfügt jetzt auch über viel mehr und viel bessere Waffen als früher.

Dank all dem haben die Befreiungsarmee und die Partisanen in der Regenzeit, die im Mai begann und eben erst aufgehört hat, neue Erfolge erzielt.

Bezeichnend für die Regenzeit war, daß die Befreiungsarmee den Gegner vom 17. Breitengrad im Norden bis zum Mekong-Delta im Süden immer wieder angriff.

Ihre neuen Waffen (schwere Granatwerfer, Flammenwerfer, Artillerie von großem Kaliber, 12,2-cm-Raketen) ermöglichten es den Patrioten, zum erstenmal systematisch Feuerüberfälle auf Stützpunkte der Interventionen zu unternehmen. Massiv angegriffen wurde der bei Da Nang gelegene amerikanische

Fliegerstützpunkt, der der größte in Südvietnam ist, ebenso Stützpunkte in Chu Lai, Phu Bay, Hué, Dong Ha und viele andere. Auf diese Weise wurden Tausende von amerikanischen Soldaten und Offizieren getötet oder verwundet und viele Flugzeuge vernichtet.

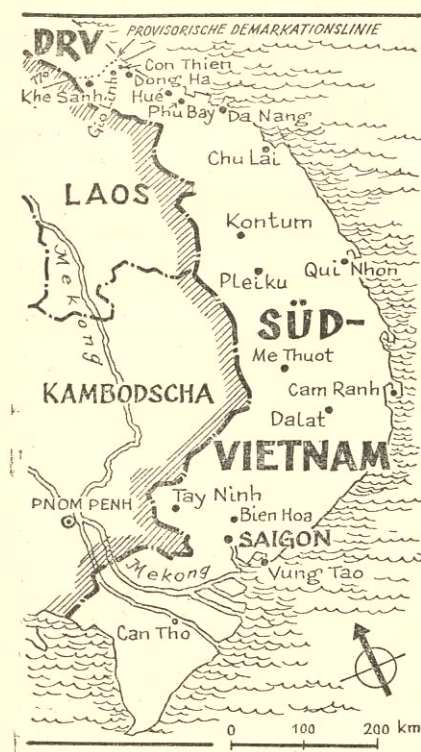
Nie zuvor hatten die Amerikaner auf ihren Stützpunkten in Vietnam so schwere Verluste.

Hartnäckige Kämpfe wurden im Raum von Saigon, auf dem Hochplateau und an der Küste von Zentralvietnam geführt, doch besonders erbittert griffen die Patrioten in den Nordprovinzen von Südvietnam an, was General Westmoreland nötigte, beträchtliche US-Kräfte aus den Südgebieten nach dem Norden zu verlegen. Dadurch wurde die längst geplante Generaloffensive der Interventionen auf das Mekong-Delta, den Hauptstützpunkt der Befreiungsarmee, vereitelt, und zu ihren Strafexpeditionen in Zentralvietnam konnten die Amerikaner nicht mehr so starke Kräfte wie zuvor einsetzen.

Das amerikanische Oberkommando konzentrierte Truppen an der entmilitarisierten Zone und hoffte, wenigstens dort einen großen Erfolg zu erzielen. Zu Beginn der Regenzeit entbrannten Kämpfe am Westabschnitt, in der Nähe von Khe Sanh, an der Grenze zu Laos. Amerikanische Marineinfanterie suchte die diesen Raum beherrschenden Höhen zu nehmen. Die Patrioten verteidigten die Höhen mit bewundernswertem Mut, großer Standhaftigkeit und beachtlicher militärischer Meisterschaft. Die Verluste der Angreifer waren gewaltig. Nur mit Hilfe von Artillerie und Flugzeugen konnten sie sich einiger Höhen bemächtigen.

Schwerpunkt der Kampfhandlungen war Con Thien, ein Vorposten der Marineinfanterie am Ostabschnitt, zwei Meilen südlich der entmilitarisierten Zone. Wie ein UPI-Korrespondent berichtete, galt die in diesem Raum konzentrierte Feuerstärke der Amerikaner als „die größte in der ganzen Geschichte





der konventionellen Kriegführung". Von Con Thien und Gio Linh her führten die Amerikaner ein höllisches Feuer gegen die Dörfer in der entmilitarisierten Zone und nördlich von dieser. Amerikanische Artillerie und Schiffe der 7. Flotte, die an die Küste herangefahren waren, verschossen 14 000 Granaten täglich. Opfer dieser Angriffe waren Frauen und Kinder.

Aber die Artillerie der DRV und der Befreiungsarmee Südvietnams beschoß ihrerseits Con Thien und Gio Linh. Das Artillerieduell dauerte über 70 Tage. Die Amerikaner hatten in diesem Raum die größten Verluste des ganzen bisherigen Krieges. Selbst das Pentagon gab zu, daß dort mehrere tausend Marineinfanteristen getötet oder verwundet worden sind. Einer AP-Meldung zufolge machte das Artilleriefeuer der Vietnamesen „Fahrten auf der Straße nach Con Thien und Gio Linh zu einem Wettlauf mit dem Tode“. Die Amerikaner mußten den Nachschub in diesem Raum mit Hubschraubern bewerkstelligen, die auf dem Rückflug Verwundete evakuierten.

Die Regenzeit ist zu Ende. Aber die Kämpfe in der Nähe der entmilitarisierten Zone gehen weiter. Nach wie vor umzingeln Patrioten die Vorposten der Marineinfanterie und fügen ihnen schwere Verluste zu.

Das amerikanische Oberkommando hat am 17. Breitengrad über 100 000 Soldaten zusammengezogen. Es besteht

Grund zu der Annahme, daß das mit der Vorbereitung eines Einfalls von Landtruppen der USA in das nordvietnamesische Gebiet zusammenhängt. Seit das Scheitern des Luftkrieges gegen die DRV offenkundig geworden ist, rufen die Washingtoner „Habichte“ hartnäckig zu einer solchen Invasion auf. Indessen werden aber auch die Bombenabwürfe weiter verstärkt. Die amerikanische Luftwaffe greift immer wieder den Hafen Haiphong an, über den die Hilfslieferungen der sozialistischen Länder die DRV erreichen. Die Bomben schlagen bereits 200 Meter von den im Hafen liegenden ausländischen Handelsschiffen ein.

Auf die brüderliche Hilfe seiner Freunde gestützt, schlägt das freie Vietnam die Luftangriffe zurück. Im Luftraum der DRV sind über 2400 US-Flugzeuge vernichtet worden. Fast täglich schießen die vietnamesischen Raketenstruppen, Fla-Schützen und Flieger mehrere Flugzeuge ab. Vor kurzem lud Präsident Johnson Oberst Robin Olds, einen bekannten Spitzenflieger, zu einer Pressekonferenz ins Weiße Haus ein, in der Hoffnung, daß dieser die Amerikaner beschwichtigen werde. Aber der Oberst, der ein Jahr lang Angriffe gegen Städte und Dörfer der DRV flog, sagte:

„Meiner Ansicht nach hat sich die Abwehr Nordvietnams enorm verstärkt, sowohl durch Fla-Feuer als auch durch den Einsatz von MIGs und Boden-Luft-Fla-Raketen... Es sind furchterregende Raketen, wenn Sie es wissen wollen.“

Das Pentagon hofft immer noch, seine Niederlagen in Südvietnam durch verstärkte Bombenangriffe auf die DRV wettmachen zu können. Immer noch versprechen sich die amerikanischen Generale viel von ihrer militärtechnischen Überlegenheit. Die Praxis hat jedoch gezeigt, daß die Befreiungsarmee und die Partisanen ihrem Gegner in vielem anderen überlegen sind. Sie kämpfen für eine gerechte Sache im eigenen Land, sie verteidigen ihre Heimat, werden tatkräftig von ihrem Volk unterstützt, zeichnen sich durch hohe Moral aus und wenden eine klügere Taktik an.

Die Führung der Patriotenarmee neigt keineswegs dazu, die Schwierigkeiten des Kampfes gegen die stärkste imperialistische Macht zu bagatellisieren. Sie weiß, daß der Kampf gegen einen so erfahrenen, perfiden und grausamen Gegner lange dauern kann. Sie ist jedoch überzeugt, ihr Ziel zu erreichen und Südvietnam für die Interventen zu einer Hölle machen zu können.

## ZEITGESCHEHEN

## ZEITGESCHEHEN

## ZEITGESCHEHEN

## ZEITGESCHEHEN

### Indonesien: Druck der Ultras

Iwan ANTONOW

sationen in Nordsumatra und Zentraljava.

So werden in Indonesien unter dem Banner des Antikommunismus Schritt für Schritt die nationaldemokratischen Institute und die populären Massenorganisationen aufgelöst und durch rechtsextremistische, proimperialistische Elemente ersetzt.

Es erübrigt sich zu sagen, daß dies die nationale Unabhängigkeit Indonesiens und die demokratischen Errungenschaften des indonesischen Volkes gefährdet. Diese Aussicht kann nur den Imperialisten zur Freude gereichen.

Die indonesische Zeitung *Suluh Marhaen*, Organ der Nationalpartei, hebt hervor, daß die Handlungsweise der Militärs gesetzwidrig ist, da sie kein Recht haben, eine verfassungsmäßige politische Partei zu verbieten. Für die Nationalisten tritt auch die Presse der Moslempartei Nahdatul Ulama ein.

Nun verlangen die reaktionären, proimperialistischen Kräfte, der Nahdatul Ulama soll eine andere Islampartei entgegengestellt werden, zu der man die rechtsextremistischen Elemente aus der seinerzeit wegen konterrevolutionärer Tätigkeit und Teilnahme an regierungsfeindlichen Putschen verbotenen Masjumi-Partei zusammenstoppeln müsse.

Die indonesische Presse berichtet von Spannungen zwischen den Bodentruppen und sonstigen Waffengattungen. In Ostjava kam es sogar zu Zusammenstößen zwischen „Kommandos“, Luftlandtruppen, die dorthin geschickt wurden, um Aktionen der Nationalpartei zu unterbinden, und Marineinfanterie, die, laut Reuter, „dem abgesetzten Präsidenten Sukarno treu geblieben ist“. Fliegeroffiziere und Polizeigenerale werden der Illoyalität dem neuen Regime gegenüber verdächtigt und massenhaft entlassen. Die Presse schreibt von illegalen kommunistischen Gruppen und weiteren Kommunistenverhaftungen.

Die Wirtschaftslage im Lande ist weiterhin prekär. Die Regierung kann der Inflation nicht Herr werden. Nach Angaben des Staatsministers für Wirtschaft und Finanzen Hamengku Buwono zirkulierten Mitte d. J. 32 Milliarden Rupien gegenüber 18 Milliarden zu Jahresbeginn. In neun Monaten wurden die Prei-

se fast um 80 Prozent heraufgesetzt. Auch die Versuche, die Produktion wieder in Gang zu bringen, scheitern. Drei Fünftel der Textilbetriebe haben die Arbeit eingestellt, da sie entweder keine Rohstoffe erhalten, die importiert werden müssen, oder ihre Erzeugnisse von ausländischen Textilien verdrängt werden. Im Jahre 1966 ging die Ausfuhr der herkömmlichen Exportgüter gegenüber 1955 wertmäßig um 26 Prozent zurück. Die Zahl der Arbeitslosen und Kurzarbeiter beträgt mehr als 10 Prozent der Landesbevölkerung.

Um die Wirtschaft zu sanieren, die politische Lage zu stabilisieren und sich selbst zu festigen, sucht das neue Regime fieberhaft nach Möglichkeiten, Wirtschaftshilfe und Kapital aus dem Ausland heranzuziehen. Bekanntlich hat das Konsortium kapitalistischer Staaten, Gläubiger Indonesiens, diesem eine Stundung der Schulden gewährt. Die USA, Holland, Japan und einige andere Länder haben ihm 1967 neue Kredite für insgesamt 200 Millionen Dollar eingeräumt, die hauptsächlich für den Erwerb von Industriewaren und Rohstoffen in diesen Ländern verwendet werden sollen. Spendabel hat sich auch das taiwaner Regime Tschiang Kai-scheks gezeigt und indonesischen Privatfirmen einen 20 Millionen-Dollar-Kredit gewährt.

Das vom indonesischen Parlament Ende 1966 erlassene Gesetz öffnet dem Auslandskapital Tür und Tor. Im August d. J. wurde in Djakarta ein Rat zur Förderung von Auslandsinvestitionen gegründet. Nach einer Übereinkunft, die, wie die indonesische Nachrichtenagentur Antara meldet, im September mit der amerikanischen Vermittlerfirma Snyder Corp getroffen wurde, soll in den nächsten Jahren rund 1 Milliarde Dollar USA-Kapital in Indonesien investiert werden.

Sechs ausländische Großbanken, namentlich amerikanische und holländische, dürfen in Djakarta Niederlassungen eröffnen.

Wohl im Hinblick auf die patriotischen Kräfte, die befürchten, die finanziellen Almosen der imperialistischen Mächte könnten Indonesien schließlich in prowestliche Blöcke hineinbugsieren, hat der interimistische Präsident General Suharto am 6. Oktober erklärt, die Wirtschaft des Landes könne nicht gesunden, wenn sie von Auslandshilfe abhängt. Die Beteiligung fremder Staaten an der Entwicklung Indonesiens, so sagte er, werde nur dann begrüßt wer-

den, wenn sie „an keinerlei politische Bedingungen geknüpft wird, die dem Ansehen und der Souveränität eines unabhängigen indonesischen Staates Abbruch tun“.

Wird diese Fragestellung die Gelüste der imperialistischen Monopole befriedigen? Sie denken ja am allerwenigsten an die nationalen Interessen des Landes. Es wäre naiv anzunehmen, daß die von den Westmächten gespendeten Dollars ohne politische Zwecke ausgegeben werden, ohne die Absicht, die nach dem Verbot der KP Indonesiens entstandene und für den Imperialismus günstige Situation auszunutzen. Der Westen ist bestrebt, den Rechtstrend in Djakarta zu verankern und auszubauen. Die malaysische Zeitung *Eastern Sun* schrieb (am 18. September), daß die USA „dieses große und potentiell reiche Land botmäßig ... und zu einer mächtigen antikommunistischen Bastion in Südostasien machen wollen... Washington meint, daß man Indonesien mit größeren Dosen Finanzhilfe auf die amerikanische Linie bringen könne“.

Ein Mittel zu diesem Zweck ist die politische Kaltstellung aller patriotischen und demokratischen Kräfte Indonesiens, die zusammenwirken könnten, um das Land wirtschaftlich zu sanieren, es innenpolitisch auf demokratischem Wege zu stabilisieren und seine nationale Unabhängigkeit zu behaupten. Eine solche Kraft ist die Nationalpartei Indonesiens. Daher das gemeinsame Vorgehen der rechtsextremistischen Gruppen und der proimperialistischen Elemente, die in allen Sparten des staatlichen und öffentlichen Lebens und in den Streitkräften rege am Werk sind.

Sollte es der indonesischen Reaktion gelingen, mit der Nationalpartei ebenso wie mit den Kommunisten zu verfahren, so könnte dann auch andere bestehende Parteien dasselbe Los ereilen. An die politische Rampe drängen sich Masjumi, Rechtssozialisten und sonstige volksfeindliche, rechtsextremistische Elemente. Früher ließen diese sich wiederholt von imperialistischen Mächten unterstützen und sind auch heute im Grunde deren Fünfte Kolonne in Indonesien. Diese Elemente möchten die Verfassung von 1945 abschaffen, die die Prinzipien der Demokratie und der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz verkündet. Wider den Strich gehen ihnen wie auch ihren transatlantischen Patronen ferner die offiziellen Grundsätze des Antiimperialismus und Antikolonialismus, wie sie in dem vorjährigen politischen Programm des Proviso-



rischen Konsultativen Volkskongresses niedergelegt sind. Die jetzige Situation paßt ihnen noch nicht. Die indonesischen Ultras möchten sie als ein Sprungbrett zu einem Regiment nach dem Muster der unverhohlenen volksfeindlichen Regimes gewisser Südostasienländer verwenden, die gehorsam im Fahrwasser der imperialistischen USA-Politik segeln. Kein Wunder, daß in der westlichen Presse bereits davon die Rede ist, daß „die Macht Suhartos gar nicht so fest steht, wie man uns einreden will“.

Wird es den patriotischen Kräften in Indonesien gelingen, die Rechtsextremisten zu zügeln, die es darauf abgesehen haben, die Demokratie völlig abzuschaffen und sich mit dem Imperialismus zu verbünden? Wird eine realistische Politik ausgearbeitet werden, die den nationalen Lebensinteressen des Landes und seines freiheitsliebenden Volkes entsprechen würde? Diese Fragen bewegen nicht nur die indonesische, sondern auch die fortschrittliche Öffentlichkeit anderer Länder.

## England: Keine Personenfrage

Ata BELSKAJA

Am 21. Oktober schloß in Brighton die Jahreskonferenz der Konservativen Partei. Die Londoner *Evening News* bezeichnete sie als „die langweiligste, an die sich Beobachter erinnern können“. Das lag wohl an der Krise, von der diese lebensfremde Partei befallen ist.

Die konservativen Parteiführer sind sich treu geblieben, so sehr, daß ihnen das Wirklichkeitsempfinden abgeht. Edward Heath, Alec Douglas-Home und andere traten auf der Konferenz für die gleiche Politik ein, deren Fiasko die Tories zu Fall gebracht hatte. Sie bemühten sich gar nicht erst, ihr Programm zu erneuern: „Die Größe Englands wiederherstellen“, aber die unerträglichen militärischen Verpflichtungen in Europa und „östlich vom Suez“ beibehalten; der EWG beitreten; sich mit dem Rassistenregime von Smith einigen; keine Verstaatlichung der Industrie zulassen. ... So brennende Probleme wie die amerikanische Aggression in Vietnam, der Faschismus in Griechenland oder die Kernwaffen existieren gleichsam nicht. Kein Wunder auch: Würden die Konservativen diese Fragen anschneiden, dann müßten sie öffentlich zugeben, daß sie die Politik Washingtons, das die jetzigen weltpolitischen Spannungen verschuldet hat, rückhaltlos unterstützen.

Die Konservativen behaupten, sie hätten „England wieder auf die Beine gebracht“, falls sie an die Macht gekommen wären, denn die Labouristen seien außerstande, das Land zu regieren. Bei allen ihren Vorwürfen der Regierung Wilson gegenüber würde es aber keinem englischen Werktätigen einfallen, die Konservativen zu idealisieren, die

13 Jahre hindurch schalteten und walteten.

Man braucht kein Wirtschaftsfachmann zu sein, um zu begreifen, daß das innenpolitische Programm der Konservativen die Schwierigkeiten Englands nicht beheben kann. Es sieht völlige Handlungsfreiheit für die Großmonopo-

le, Verzicht auf die so mühsam errungenen sozialen Leistungen und eine Offensive gegen die Gewerkschaften vor.

„Wir sind eine Partei des Privatunternehmertums und werden niemals aufhören, dies zu wiederholen“, erklärte Edward Heath in seinem Schlußwort.

Das bedeutet, daß das Großkapital, auf die Konservativen gestützt, einen erbitterten Kampf selbst gegen die schüchternen Schritte zu führen gedenkt, die die Labourregierung unternimmt, um einige Privatunternehmen zu kontrollieren.

Im Unverständnis für den Geist der Zeit, im Unwillen, von der festgefahrenen bankrotten Politik zurückzutreten, äußert sich die tiefe Krise der Konservativen Partei. Daß es eine Krise gibt, muß sogar die Presse zugeben, die den Tories das Wort redet. Übrigens versuchen die meisten Beobachter die Sache so hinzustellen, als handle es sich nicht um eine Krise der Parteipolitik, sondern der Parteiführung. Es heißt, Edward Heath besitze nicht genügend Autorität, und man nennt bereits seine Nachfolger: Maudling, Enoch Powell oder einen von den hartgesottenen Tories Duncan Sandys, einen Schwiegersohn Winston Churchills.

Es liegt aber unverkennbar nicht am Leader, sondern an der Politik.

## Nahost: Neue Komplikationen

Pawel DEMTSCHENKO

Gleichzeitig provoziert der israelische Militärlügel weiterhin bewaffnete Zusammenstöße mit ägyptischen Truppen am Suezkanal sowie mit jordanischen Einheiten, um die Araber unter Druck zu setzen.

Die Zusammenstöße am Suezkanal in den letzten Wochen waren für die VAR sehr folgenschwer. Nach Schätzungen militärischer Beobachter feuerte die israelische Artillerie am 27. September allein mindestens 1000 Granaten auf Ismailia. An diesem Tag wurden 36 Ägypter getötet, 50 Wohnhäuser, ein Krankenhaus, eine Moschee, eine Kirche, einige Caféhäuser und Friseurstuben zerstört. Auf Drängen der ägypt-

tischen Behörden verlassen Tausende Menschen Ismailia wie auch Suez, das gleichfalls von Zeit zu Zeit beschossen wird.

Am 21. Oktober verübte Israel eine Provokation zu See, es folgte ein Vergeltungsschlag: der israelische Zerstörer „Eilat“ drang bei Port Said in die Hoheitsgewässer der VAR ein, wurde dort von ägyptischen Torpedobooten gestellt und versenkt.

Die Provokationen des israelischen Militärlügel gehen mit Drohungen gegen die Araber einher. Der Verteidigungsminister Moshe Dayan hat sich zu der Drohung verstiegen, „die Schlacht in die arabischen Hauptstädte zu verlegen“, falls es zu einem neuen Konflikt kommen sollte.

Die Eskalation der Drohungen und Erpressungsversuche erfolgt auch Syrien gegenüber. Als Vorwand dazu dienten die Aktionen von Partisanen in den von Israel okkupierten arabischen Gebieten. Ein Kommentator von Radio Tel Aviv erklärte, sollten diese angeblich von Damaskus unterstützten Aktionen nicht aufhören, dann werde Israel „erneut Vergeltungsmaßnahmen gegen Syrien ergreifen müssen“. Aufrufe, „Syrien zu bestrafen“, ihm einen „Präventivschlag zu versetzen“, werden in vielen Tel-Aviver Zeitungen laut. Der israelische Generalstabschef Itzhak Rabin hat bereits bekanntgegeben, daß die israelischen Truppen verstärkt werden müßten.

All das erinnert daran, daß vor dem Überfall auf die arabischen Länder die israelische Presse eine ähnliche Hetzkampagne gegen Syrien aufgezogen hatte: es hieß, von dort würden Diversanten und Terroristen nach Israel geschleust. Auch damals hatte Rabin von der Notwendigkeit gesprochen, die Streitkräfte zu verstärken. Die Zeitung *Al Goumhouria* (Kairo) schrieb am 4. Oktober: „Die israelische Presse wirft Syrien vor, Diversionen zu unterstützen, und bereitet den Boden für eine neue Aggression vor.“ Syrische Diplomaten in der UNO und in einigen Hauptstädten verweisen warnend darauf, daß Israel einen neuen Krieg gegen die Araber, namentlich gegen Syrien, plane.

Auffallend ist jedoch, daß die israelische Presse nervös ist, daß die Erklärungen von Tel-Aviver Ministern und Generalen einander widersprechen. Das hat seine Gründe.

Wie zündend Dayans Worte auch klingen mögen, die beste Grenze für Israel sei die am Jordan und am Suezkanal, mußte er doch schließlich eingestehen:

„Das schwierigste Problem, dem wir uns jetzt gegenübersehen, ist das Problem der westlich des Jordans gelegenen Gebiete.“

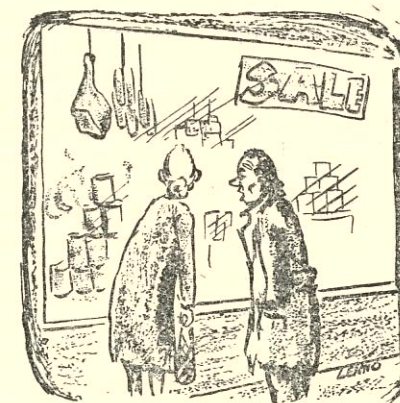
Stimmt, denn in den von Israel okkupierten jordanischen Gebieten leben mehr als eine Million Araber, die den Okkupanten natürlich feindlich gesinnt sind: sie weigern sich, mit ihnen zusammenzuarbeiten, und wollen sich mit ihrer Unfreiheit nicht abfinden. Die Jordanier, die Syrier und die Ägypter haben reiche Erfahrungen im Befreiungskampf gesammelt, und es wäre naiv anzunehmen, daß sie sich in ihr Schicksal ergeben würden. Die Streiks der Kaufleute in der Altstadt von Jerusalem und in Nablus, die Weigerung der Lehrer, nach israelischen Lehrbüchern Geschichte zu unterrichten, die Auflehnung gegen israelische Zensoren, die versuchten, die Predigten mohammedanischer Geistlicher einer Vorkontrolle zu unterziehen —, all das zeigt, daß den Landräubern starker Widerstand geleistet wird. Ferner sind Partisanengruppen in Aktion getreten.

Außerdem ist die Wirtschaftslage in Israel selbst nicht glänzend. Es gibt dort Zehntausende Arbeitslose. Der Lebenshaltungsdindex dieses Jahres ist der niedrigste seit dem Bestehen des Landes. Die Zahl der Einwanderer ist zurückgegangen, die der Ausreisenden wächst.

Der Krieg hatte die Wirtschaftsschwierigkeiten natürlich nicht mindern können. Er hat sie vielmehr verstärkt, denn die Unkosten waren gewaltig.

Auf der Hochflut des Chauvinismus

### In der „freien Welt“



„Wir könnten von der Renie durchaus leben, wenn wir nur nichts zu kaufen brauchen!“

Lenno, *The Tribune*, Australien

aktivierten sich die Rechtsextremisten. Von der labilen Lage im Lande besorgt, bedient die Regierung sich ihrer im Kampf gegen die echten Patrioten und Demokraten. Es hagelte Repressalien gegen die Kommunisten, die den Abenteuerkurs Tel Avivs verurteilen. So ist auch das hinterhältige Attentat auf den KP-Führer Meir Vilner aufzufassen, das am 15. Oktober von einem militanten Zionisten verübt wurde.

Die durch die Abenteuerpolitik entstandene schwierige Situation bewirkt Differenzen in den herrschenden Kreisen des Landes selbst. Die Anhänger von Ministerpräsident Eshkol und Generalstabschef Rabin machen kein Hehl daraus, daß sie dem Verteidigungsminister Dayan nicht wohlgesinnt sind. Tel-Aviver Zeitungen schrieben von einem möglichen Rücktritt Außenminister Ebans. Die kürzlichen Bemühungen um eine Fusion der drei Regierungsparteien sind gescheitert. Die Versuche zionistischer Organisationen, in einigen Ländern jüdische Jugendliche für Israel anzuwerben, sind gleichfalls auf große Schwierigkeiten gestoßen.

Hinzu kommt, daß die weltpolitische Isolierung Israels zunimmt.

In Westeuropa wächst die Unzufriedenheit damit, daß die Besetzung der Sinai-Halbinsel durch Israel die Eröffnung des Suezkanals verhindert. Diese höchst wichtige internationale Seestraße wurde jährlich von mehr als 20 000 Schiffen passiert. England z. B. büßt täglich rund eine Million Dollar ein, weil seine Schiffe einen großen Umweg machen müssen. In englischen politischen Kreisen wird jetzt sogar vorgeschlagen, die Israelis sollen ihre Truppen vom Ostufer des Suezkanals zurücknehmen, damit die Schifffahrt wiederaufgenommen werden könnte. „Die Engländer haben von uns bereits ein kategorisches Nein und werden es auch künftig vernehmen“, sagte Eshkol dazu in einem Interview der Zeitung *Maariv*.

Mitte Oktober weilte der Unterhausabgeordnete Dingle Foot in Kairo. Londoner Zeitungen schrieben, es habe sich dabei um einen Auftrag des Foreign Office gehandelt.

Wie *Al Masaa* (Kairo) berichtet, hat Foot erklärt, daß „der Abzug der israelischen Truppen ein logischer und notwendiger Schritt zur Beilegung der Krise“ sei. Nach Foot kam dann auch der frühere britische Botschafter in der VAR Harold Beeley nach Kairo und verhandelte dort über die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern.

All das veranlaßte die Associated



Press zu der Folgerung, daß die Beziehungen zwischen England und Israel sich abgekühlt hätten, da London an der Eröffnung des Suezkanals interessiert ist.

Ein Schatten ist auch auf die israelisch-italienischen Beziehungen gefallen. In die Hände der Okkupanten fielen nämlich auf der Sinai-Halbinsel Erdölreviere, die von den Ägyptern gemeinsam mit der italienischen staatlichen Firma ENI ausgebeutet wurden. Israel hat die Erdölförderung dort erneuert und der ENI eine Partnerschaft angetragen. Die Italiener wollen aber die Verantwortung für die Plünderung ägyptischer

Bodenschätze nicht teilen, und die ENI hat den Vorschlag zurückgewiesen. Wie der stellvertretende Außenminister Giuseppe Lupis erklärte, hat die italienische Regierung hinsichtlich der Erdölreviere auf der Sinai-Halbinsel in Tel Aviv eine diplomatische Demarche eingeleitet.

Die Beziehungen Tel Avivs zu den Ländern, deren Regierungen ihm volle Unterstützung gewährten, scheinen sich zu verschlechtern.

Unter diesen Umständen suchen die extremistischen Kreise Israels die anti-arabischen Stimmungen zu schüren. Sie suchen durch neue militärische Provo-

kationen und Abenteuer einen Ausweg aus den außen- und innenpolitischen Schwierigkeiten. Davon zeugt u. a. der Scharfmacher-Rummel in Tel Aviv nach dem mißlungenen Eindringen des Zerstörers „Eilat“ in ägyptische Gewässer.

Die arabischen Staaten neigen am wenigsten dazu, dem israelischen Druck nachzugeben. Die Beilegung der Nahostkrise kann auf keinen Fall die sein, die sich der Aggressor erhofft. Frieden im Nahen Osten kann nur dann werden, wenn auf Erpressungsversuche und Drohungen sowie auf die Annexion arabischer Gebiete verzichtet wird.

# Zu den Planeten des Sonnensystems

Alexander GURSTEIN

Am 18. Oktober 1967 um 4.34 Uhr Weltzeit ließ die sowjetische interplanetare Station Venus 4, nachdem sie im Laufe von 128 Tagen auf heliozentrischer Bahn 350 Millionen Kilometer zurückgelegt hatte, an einem Fallschirm eine 383 Kilogramm schwere kugelförmige Instrumentenkapsel langsam auf die Venusoberfläche hinabgleiten. Mit Hilfe automatischer Apparate wurden komplexe Messungen des Drucks, der Dichte, der Temperatur und der chemischen Zusammensetzung der Venus-Atmosphäre vorgenommen und die Meßwerte zur Erde gefunkt.

Diese wissenschaftliche Großtat leitet eine neue Etappe der planmäßigen Erforschung des Sonnensystems ein, zu der die sowjetischen Wissenschaftler die Raumraketechnik benutzen. 1966 vollbrachte die Luna 9 als erste eine weiche Landung auf dem Erdtrabanten, während Luna 10 zum ersten künstlichen Mondsatelliten wurde. Das Jahr 50 der Sowjetunion brachte die weiche Landung auf der Venus.

Die Kenntnis der Gesetze der Himmelsmechanik und das Vorhandensein moderner elektronischer Rechenmaschinen ermöglichen es, die Bahn eines Flugs zur Venus und zu anderen Planeten des Sonnensystems theoretisch nahezu für einen beliebigen Zeitpunkt zu errechnen. Aus energetischen und technischen Gründen kann ein solcher Flug jedoch keineswegs zu beliebiger Zeit erfolgen. Nur bei einer bestimmten Konstellation von Sonne, Erde und Venus ergibt sich die günstigste Flugbahn.

Die Venus umkreist die Sonne in 224,7 irdischen Tagen. Für einen Beobachter auf der Erde, mit der er gleichfalls unablässig die Sonne umkreist, dauert der Zyklus der am Himmel sichtbaren Venusphasen etwa 19 Monate. Im glei-

## Kommentar eines Wissenschaftlers

chen Zeitabstand tut sich auch das „Fenster“ auf, das einen Start zur Venus ermöglicht. Ein solches Fenster steht etwa 14 Tage offen. Für alle irdischen Kosmodrome gilt der gleiche Zeitplan. Die startgünstigen Intervalle sind für sowjetische und für amerikanische Apparate ein und dieselben.

Bisher traten insgesamt sechs Raumstationen den Flug zur Venus an. Als erste in der Welt startete am 12. Februar 1961 die sowjetische Venus 1 zu diesem rätselhaften Planeten. Die folgende Möglichkeit (im Sommer 1962) wurde von den amerikanischen Wissenschaftlern wahrgenommen: der Mariner 2 trat den Flug zur Venus an. Das Fenster, das sich im Frühjahr 1964 auftat, wurde nicht genutzt, im November 1965 aber wurden die sowjetischen Raumsonden Venus 2 und Venus 3 auf die Reise geschickt. Mitte Juni d. J. startete die sowjetische Venus 4 und zwei Tage später der amerikanische Mariner 5.

Der Umstand, daß interplanetare Flüge nur zu bestimmten Zeiten erfolgen können, stellt den Wissenschaftlern und Konstrukteuren schwierige Aufgaben. Vorbereitung und Start eines Raumschiffes erfordern die angespannte Arbeit Tausender Fachleute, einen großen Aufwand von seelischer Energie und materiellen Mitteln. Jeder Flug muß bis in die kleinsten Einzelheiten durchdacht und vorbereitet sein. Zugleich ist nicht zu vergessen, daß bei einer Verzögerung oder einem Versäumnis der nächste Flug, soweit von der Venus die Rede ist, erst nach mehr als anderthalb Jahren stattfinden kann, so daß kostbare Zeit verlorengeht. Darum muß jedes der erwähnten Fenster nach Möglichkeit ausgenutzt werden. Von diesem Standpunkt ist der sowjetische „Doppelschuß“ von 1965 höchst interessant, als gleichzeitig zwei Raumschiffe mit verschiedenen Aufträgen zur Venus aufgelassen wurden. Die Auswertung der von der Station Venus 2 übermittelten Meßwerte wie auch der Angaben der Venus 3, die zum ersten Mal das Emblem der Sowjetunion auf die Venus beförderte, gewährleistete den hervorragenden Erfolg der letzten Raumsonde.

Während des Flugs der Venus 4, dieses enormen, 1150 Kilogramm schweren kosmischen Laboratoriums, wurden neue Informationen über die physikalischen Besonderheiten des kosmischen Raums gewonnen. Bei der Annähe-

rung an den Planeten entdeckte die Venus 4, daß dieser eine schwache Wasserstoffkorona besitzt, aber kein merkliches Magnetfeld und auch keine Strahlungsgürtel.

Den modernen Vorstellungen zufolge sind Magnetfeld und Strahlungsgürtel der Planeten durch ihre Rotation um die eigene Achse bedingt. Durch Funkmessungen wurden Angaben gewonnen, nach denen sich die Achsenrotation der Venus stark von der irdischen unterscheidet: Sie erfolgt in entgegengesetzter Richtung, und ein Venustag gleicht 243 irdischen Tagen. Optische Beobachtungen französischer Astronomen auf dem Hochgebirgsobservatorium Pic du Midi zeigten jedoch, daß Teile der Venus-Wolkenhülle bedeutend schneller rotieren, nämlich mit einer Umlaufzeit von nur 4 irdischen Tagen. Dieser Widerspruch zwischen den Funkmeßwerten und den Ergebnissen der optischen Beobachtungen erschwerte die Bestimmung der wirklichen Rotationsgeschwindigkeit der Venus. Das von der letzten sowjetischen Raumsonde festgestellte Nichtvorhandensein von Magnetfeld und Strahlungsgürteln bei der Venus kann als indirekte Bestätigung der auf funkmeßtechnischem Wege ermittelten Angaben betrachtet werden, nach denen die Winkelgeschwindigkeit der Rotation des Planeten gering ist. Wenn die optischen Beobachtungen eine viel größere Rotationsgeschwindigkeit der Wolkenschicht registrierten, so läßt das eine intensive wirbelartige Zirkulation der Venus-Atmosphäre vermuten. Man kann daher die Venus wohl mit Recht einen Planeten der Stürme nennen.

Eine einzigartige Leistung ist die unmittelbare Bestimmung wichtigster Eigenschaften der Venus-Atmosphäre. Der Sender der am Fallschirm niedergehenden Instrumentenkapsel wurde eingeschaltet, als sich diese 26 Kilometer über der Oberfläche des Planeten befand. Die Informationsübermittlung dauerte 94 Minuten, bis zu dem Augenblick, in dem die Kapsel landete. Bei der Landung wurde die Antenne verdeckt, so daß keine weiteren Signale von der Venus kamen. Auf dem 25 Kilometer langen Meßabschnitt stieg die Temperatur der Atmosphäre von +40°C bis +280°C und der atmosphärische Druck von einer bis zu etwa zwanzig Atmosphären. Die Apparate der Kapsel funktionierten während des Fallschirmflugs selbst unter so schwierigen Bedingungen völlig zuverlässig.

Zur Bestimmung der Zusammensetzung der Atmosphäre wurden elf Gasanalysatoren verwendet. Fünf von ihnen entnahmen Proben in der Höhe von 26 Kilometern, sofort nachdem sich der Fallschirm geöffnet hatte. Die übrigen entnahmen Proben in der Höhe von etwa 23 Kilometern. Die erhaltenen direkten Angaben sind also hinreichend zuverlässig.

Es ist festgestellt, daß die Venus-Atmosphäre fast ganz aus Kohlendioxyd besteht. Der Anteil an Sauerstoff beträgt 0,4 Prozent, an Wasserdämpfen mit Sauerstoff höchstens 1,6 Prozent. Die Analysatoren, die eine Sensibilitätsschwelle von 7 Prozent hatten, stellten keinen Stickstoff fest.

Eine solche Zusammensetzung der Atmosphäre ist eine Überraschung. Früher bezeichnete man die Venus stets als einen Doppelgänger der Erde, da sie einander an Ausmaß und Masse sehr ähneln. Es wurde vermutet, daß die Ähnlichkeit sich auch auf einige andere Eigenschaften der beiden Planeten erstreckt. Jetzt besteht viel weniger Grund, die Venus einen Doppelgänger unseres Planeten zu nennen. Das Vorhandensein eines Magnetfelds und von Strahlungsgürteln, die Zusammensetzung der Atmosphäre, die Menge von

ungebundenem Wasser und eine Reihe von anderen physikalischen Eigenschaften unterscheiden die Erde beträchtlich von den anderen Körpern des Sonnensystems.

Der Unterschied zwischen dem Gestern und dem Heute unseres Wissens von der Venus ist gewaltig. Früher war dieses Wissen höchst unbestimmt. Die Oberfläche der Venus stellte man sich entweder als eine glühende, absolut wasserlose Wüste oder als einen gigantischen Ozean ohne Ufer vor. Die Radioastronomen sprachen von einer sehr hohen Oberflächentemperatur. Es wurden jedoch auch ernstliche Einwände erhoben: Die Ergebnisse der radioastronomischen Beobachtungen wurden sowohl als Folge des Vorhandenseins einer Ionosphäre als auch als Folge gedämpfter elektrischer Entladungen in der Atmosphäre interpretiert. Was die Atmosphäre angeht, so gaben die verschiedenen Beobachter auch höchst verschiedene Ziffern an, z. B. sehr hohe und sehr niedrige Druckwerte. Die meisten Forscher neigten allerdings zu einer gemäßigten Einschätzung von etwa 5 Atmosphären an der Oberfläche. Dank dem glänzenden Sieg der sowjetischen Wissenschaft haben die Gelehrten nun endlich den festen Boden von Tatsachen, von zuverlässigen experimentellen Angaben unter den Füßen.

Ähnliche wissenschaftliche Aufgaben waren auch der amerikanischen Raumsonde Mariner 5 gestellt. Sie wurden aber nicht unmittelbar gelöst, wie es bei der Venus 4 der Fall war, sondern indirekt. Einen Tag nach der weichen Landung der Venus 4 flog der Mariner 5 in einer Entfernung von 4000 Kilometern an der Venus vorbei.

Früher galt das Mariner-Programm mit zwei erfolgreichen Starts von insgesamt vier (einem zur Venus und einem zum Mars) als abgeschlossen. Die Vereinigten Staaten hatten die Absicht, die Entwicklung einer anderen, Voyager genannten Sonde für interplanetare Flüge und Landungen auf Planeten zu beschleunigen. Ein Teststart im Rahmen des Voyager-Programms war für 1969 geplant, der erste Flug für 1971. Wegen finanzieller Schwierigkeiten sind die Entwicklungsperspektiven des Voyager heute jedoch nicht klar; jedenfalls kann er nicht vor 1973 starten.

Wissenschaftliche Kreise in den USA erhoben daraufhin die Forderung, die Lücke, die dadurch in den Flügen zur Venus und zum Mars entsteht, auszufüllen und die startgünstigen Perioden bis 1973 gleichfalls auszunutzen. Unter diesem Druck wurde beschlossen, die erhalten gebliebene Nachbildung des Mariner 4, einen etwa 245 Kilogramm schweren Apparat mit sehr begrenzten Möglichkeiten, zur Venus zu schicken. Er wurde als Mariner 5 gestartet.

W. K. Zeraski, ein russischer Astronom, sagte: Die Astronomie zehrt von der Vergangenheit, arbeitet aber für die Zukunft. Er meinte damit, daß die Ergebnisse astronomischer Beobachtung nach Verlauf einer gewissen Zeit meist einen zusätzlichen Wert gewinnen. Keine noch so genauen einmaligen Messungen können längere und systematische Messungen ersetzen, da diese es ermöglichen, die zu untersuchenden Gesetzmäßigkeiten in ihrer Entwicklung zu verfolgen. Jahrhunderte diffiziler astronomischer Beobachtungen haben das feste Fundament geschaffen, auf dem der Bau der modernen Raumschiffahrt ruht.

Die Kosmonautik ist gleich der Astronomie der Zukunft zugewandt. Die ersten Flüge zum Mond und zu den Planeten des Sonnensystems, deren Zeugen wir sind, beweisen, daß der Mensch diese Himmelskörper früher oder später erschließen wird.



# INTERNATIONALE UMSCHAU

## ENGLAND

### Wer ist schuld?

Die rechtsstehenden Labourführer konnten sich nicht erklären, warum in den letzten Wochen in einer Branche nach der anderen Streiks, Demonstrationen und Kundgebungen stattgefunden haben und warum keine Überstunden mehr gemacht werden. Da mußte Arbeitsminister Ray Gunter selber kommen, und der hatte denn auch gleich heraus, was los ist.

Am 18. Oktober sprach er in Gillingham und sagte, an allem seien die Kommunisten schuld, die hätten „ein Komplott angestiftet, um das Land im Winter in Schwierigkeiten zu bringen“. Ob Kommunisten oder nicht, Gunter hat die Streikenden gemeine Banditen genannt und gedroht, scharf durchzugreifen.

Ein Zufall will es, daß der Vizevorsitzende der Konservativen Partei, Maudling, ebenfalls am 18. Oktober, als die Jahrestagung seiner Partei eröffnet wurde, den Gewerkschaften Unmoral vorge-

worfen und strikte gesetzliche Maßnahmen gegen sie gefordert hat.

In den englischen Gewerkschaften war man über die beiden Reden mit Recht empört. George Woodcock, Generalsekretär des Britischen Trade-Union-Kongresses, Frank Cousins, Vorsitzender der größten englischen Gewerkschaft (Transportarbeiter), Will Paynter, Leiter der Gewerkschaft Bergbau, und andere namhafte Gewerkschafter sind gegen die Leute zu Felde gezogen, die nach Sündenböcken für etwas suchen, woran sie selbst schuld sind.

In der Tat, Gunter hätte ein Komplott ganz woanders suchen müssen. Jeder weiß ja, daß die vorjährigen Wirtschaftsmaßnahmen der Regierung (namentlich der Lohnstopp) die Lage der Werktätigen nicht erleichtert, sondern noch erschwert und zu einer Zunahme der Arbeitslosigkeit geführt haben.

Übrigens ist Gunter kaum fähig, die Situation klar zu sehen. Neulich hat er laut und vernehmlich erklärt:

„Wir müssen das Gerede vom Klassenkampf sein lassen, denn ich kann beim besten Willen nicht sagen, wo die eine Klasse aufhört und die andere anfängt.“

Die englischen Arbeiter könnten ihm manches klarmachen. Sie selbst sind sich über etwas anderes unklar, darüber nämlich, wo der Konservative Maudling aufhört und der Labourist Gunter anfängt.

## KANADA

### Blinder Alarm

Im kanadischen Parlament gab es vorige Woche Alarm. Der Abgeordnete Robert Thompson richtete an die Regierung die Anfrage, ob ihr bekannt sei, daß Radio Havanna täglich ein halbstündiges Programm in französischer Sprache „direkt für die Hörer in Quebec sendet mit Weisungen, wie man in einem Partisanenkrieg Störakte aufzieht“.

Thompson fuhr fort, seit zwei Wochen werde noch ein kubanisches Programm gesendet, u. zw. für die kanadischen Indianer und Mestizen; sie würden zu einem Aufstand aufgerufen, damit „die Roten zur Macht kommen“.

Die kanadischen Behörden waren über die besorgte und von geheimnisvollen

Andeutungen wimmelnde Rede des ehrenwerten Abgeordneten von der Sozialkreditpartei sehr aufgeregt. Sofort wurde eine Untersuchung eingeleitet und sogar ein „anderes Land“ gebeten, Tonbänder mit aufgefangenen kubanischen Sendungen zur Verfügung zu stellen, da Kanada keine solchen Aufzeichnungen mache.

Der *Toronto Daily Star* schreibt, die kanadische Regierung habe sich vor allem an die CIA der Vereinigten Staaten gewandt, die regelmäßig alle ausländischen Funkprogramme für Nordamerika festhält. Offenbar war man bei der CIA nicht darauf vorbereitet, denn die kanadischen Behörden haben noch immer keine Antwort bekommen. Bei eigenen, kanadischen Untersuchungen konnte, wie die Canadian-Press-Agentur am 22. Oktober mitteilte, nichts festgestellt werden, was bestätigt hätte, daß Kuba im Äther gegen Kanada wühle. Thompson hatte also blinden Alarm geschlagen.

Zwischen Kanada und Kuba bestehen gute Beziehungen, besonders im Handel, was manchen Leuten in Kanada und in einem „anderen Land“ nicht paßt. Schon mehrmals haben kanadische Politiker einer bestimmten Richtung versucht, das gute Verhältnis zu stören und den Kubanern Intrigen nachzusagen. Thompson hat wohl ins selbe Horn gestoßen.

## SÜDAFRIKA

### Alte Liebe rostet nicht

„Die Verpackung mag schöner sein, die Ware ist aber offenbar dieselbe“, so kommentierte vor einem Jahr der englische *Daily Telegraph* die Ernennung Balthazar Vorsters zum Ministerpräsidenten von Südafrika. Der Posten wurde frei, als ein Parlamentsbote, Dimitri Tsafendas, den Ministerpräsidenten Verwoerd ermordete.

Die „Ware in schönerer Verpackung“ entsprach durchaus dem südafrikanischen Standard. Vorster war ja genauso ein Rassist wie sein Vorgänger, auch er strömte einen penetranten Nazigeruch aus. Daran hat Vorster jetzt selbst erinnert. Er war bei einem Treffen ehemals internierter oder eingesperrter Mitglieder der Ossewa Brandwag vom 10. Oktober in Pretoria Ehrengast und

Hauptredner. Dort hat er unverhohlen erklärt, daß er sich seiner Vergangenheit nicht schämt, jener Zeit, als er Mitglied und einer der Führer dieser Organisation war.

Um zu ermessen, was das bedeutet, muß man wissen, was die Ossewa Brandwag eigentlich vorstellte. Der Name stammt aus dem Afrikaans und bedeutet Schutz von Ochsen gespannen. Gegen Ende der 30er Jahre zum Andenken an die Übersiedlung der Buren nach Norden gegründet, entwickelte sich die Organisation zur fünften Kolonne der Nazis in Südafrika. Ihre Führer, von denen einer der Absolvent der Stellenboscher Universität Vorster war, neigten zu Hitler. Nach dem Krieg wurde in den Akten der Abwehr ein Schriftstück gefunden, aus dem hervorgeht, daß die Ossewa Brandwag den Nazis ihre Dienste beim Sturz der proenglischen Regierung Smuts antrug und sogar versprach, zu diesem Zweck 150 000 SA-Männer aufzustellen.

Die Umtriebe der Ossewa Brandwag und Vorsters wurden von der damaligen Regierung Südafrikas nicht aus den Augen gelassen, und 1942 bekam er mitsamt seinen Kumpanen freie Unterkunft im KZ Koffiefontein. Dort ist offenbar niemand umerzogen worden, und als Vorster voriges Jahr seinen Amtsantritt als Ministerpräsident feierte, lud er alle seine Freunde ein, die wegen faschistischer Umtriebe mit ihm im KZ gesessen hatten.

Am 18. Oktober wurde bekanntgegeben, daß Vorster zum Vorsitzenden des Verbandes ehemaliger inhaftierter Mitglieder der Ossewa Brandwag gewählt worden ist.

## GRIECHENLAND

### Ein Ablenkungsmanöver

Palamas, der griechische Botschafter in den USA, hat im Auftrag seiner Regierung in Washington den „offiziellen Zeitplan für die Rückkehr zum Parlamentarismus“ in Griechenland bekanntgegeben.

Nach diesem Zeitplan soll das sogenannte Komitee für die neue Verfassung am 15. Dezember d. J. der Regierung ein Projekt vorlegen. Dann soll diese im Laufe eines halben Jahres das endgültige Projekt aufsetzen. Noch zwei Monate sollen für die Vorbereitung eines Volksentscheids draufgehen und erst dann — laut neuer Verfassung — Parlamentswahlen stattfinden.

Wie kommt es, daß die griechische Militärjunta, die das halbjährige Jubiläum ihrer Machtergreifung feiert, plötzlich in Liebe zur Demokratie entbrannt ist? Hat sie etwa Gewissensbisse wegen

## Griechenland 1967



Oberst: „Wir haben dafür gesorgt, daß Sie gute Gesellschaft haben, meine Dame...“

W. Andrejew, *Rabotnitschesko delo*, Sofia

der 40 000 Verhaftungen, der Auflösung von 300 demokratischen Organisationen und der Verfolgung von Arbeitern, staatlichen Angestellten, Lehrern und Gewerkschaftern?

Durchaus nicht. In Athen behauptet man — und nicht ohne Grund —, daß Botschafter Palamas die Erklärung auf einen Rat des Staatsdepartements der USA hin abgegeben hat, um die Öffentlichkeit zu beschwichtigen, die darüber entrüstet ist, daß Washington den „schwarzen Obersten“ militärisch und wirtschaftlich hilft.

Weiter heißt es, daß der Zeitplan eine Mache ist und daß die Junta gar nicht daran denkt, das Regime zu demokratisieren. Die Erklärung des Botschafters ist also ein pures Ablenkungsmanöver.

## FINNLAND

### Sie lassen sich kaufen

Rivalität und Streitigkeiten im Vorstand der Finnischen Gewerkschaft, einer Spalterorganisation, haben dazu geführt, daß einige sensationelle Einzelheiten über ihr Wirken in die Öffentlichkeit gelangt sind. Man erfährt, daß die amerikanische CIA diese Organisation, mit deren Hilfe die rechten Sozialdemokraten 1960 die gewerkschaftliche Einheitsfront Finnlands spalteten, regelmäßig finanziell unterstützt.

Das hat in einer Sondermitteilung, die am 15. Oktober in der finnischen Presse erschien, der ehemalige Vorsitzende der Kontroll- und Revisionskommission der Finnischen Gewerkschaft, Niilo Koljonen, ausgeplaudert, der sich mit den

Gewerkschaftsführern Jakko Rantanen und Olavi Järvelä nicht vertragen konnte. Koljonen wirft ihnen vor, „vom Erkundungsdienst der USA regelmäßig subventioniert“ worden zu sein, und zwar monatlich mit 60 000 Finnmark. Dafür hätten diese käuflichen Kreaturen regelmäßig die Verhandlungen über den Zusammenschluß der Gewerkschaftsbewegung Finnlands torpediert.

Den Führern der Gewerkschaft bleibt nichts anderes übrig, als glattweg zu leugnen, daß sie etwas mit der CIA zu tun gehabt hätten. Wie aber die in Helsinki erscheinende Zeitung *Hufvudstagsbladet* schreibt, „werden von allen Seiten Verdächtigungen laut, in erster Linie von Mitgliedern der Finnischen Gewerkschaft, die in dem Spiel, das über ihren Kopf hinweg getrieben wird, kaum Schachfiguren sein wollen“.

## SPANIEN

### Eine Herzogin soll ins Kittchen

Die Herzogin Isabel de Medina-Sidonia gehört zu einer der vornehmsten Familien Spaniens. Zu ihren Vorfahren zählen spanische Könige und bekannteste Konquistadoren. Das Franco-Regime hat für den Adel eine große Schwäche, er hat in Spanien alle seine Vorrechte behalten. Nur die Herzogin paßt den Franco-Behörden nicht. Wahrscheinlich wird sie aus ihrem Schloß in eine Gefängniszelle übersiedeln müssen, denn das Gericht „für den Schutz der öffentlichen Ordnung“ hat sie am 19. Oktober zu einem Jahr Freiheitsentzug verurteilt.

Herzogin Isabel marschierte nämlich im Januar d. J. an der Spitze einer Protestdemonstration der Einwohner des Dorfes Palomares gegen die USA, deren mit Kernbomben bestückte Flugzeuge über Spanien flogen. Am 17. Januar 1966 prallten zwei solche Flugzeuge in der Luft zusammen und „verloren“ vier Kernbomben. Ein ziemlich großes Gebiet wurde radioaktiv verseucht.

Die Einwohner von Palomares forderten 2,5 Millionen Dollar Schadenersatz. Washington ging zwar, um einen Skandal zu vermeiden, darauf ein, hat aber bisher nur 613 000 Dollar gezahlt.

Das Franco-Regime scharwenzelt vor dem amerikanischen Militärklüngel und verfolgt deshalb alle, die gegen die Politik der Yankees Protest erheben. Dieses Geschick ist auch der Frau Herzogin nicht erspart geblieben. Sie wird von der Franco-Presse die rote Herzogin genannt, weil sie an der Antikriegsbewegung teilnimmt und sich für die nationalen Interessen Spaniens einsetzt.

## In Washington



„Abgemacht! Wir schicken neue Truppenkontingente nach Vietnam. Dann werden wir zumindest im Lande weniger Leute haben, die gegen den Vietnamkrieg protestieren!“

Jaroslav Pop, *Dikobraz*, Prag



# Zu neuem Leben erweckt

In diesem Jahr legte ich in der Sowjetunion Entfernungen von rund 40 000 Kilometern zu Land und in der Luft zurück. Ich bereiste fast die ganze UdSSR: vom Hohen Norden bis zu den Städten im Süden, von den Baikalseppen bis zur Ostseeküste.

Ich reiste allein, ohne Begleitung. Obwohl ich mitunter allerlei organisatorische Schwierigkeiten überwinden mußte, bot mir das unermessliche Vorteile bei der Erforschung des Landes.

Mein Reisetagebuch ist voll von Fakten, Bemerkungen und Betrachtungen nach Gesprächen mit Vertretern der Öffentlichkeit, Wissenschaftlern, Künstlern und, wie es so heißt, mit „einfachen Menschen der Sowjetunion“. Ich könnte so manches erzählen von einer Besichtigung der Buddhistenstättchen in der Nähe von Ulan-Ude, über meine Eindrücke von der Diamantenstadt Mirny, von Gedanken, die mir in einem Gebirgsaue in Dagestan kamen. Als mich aber die *Neue Zeit* um einen Beitrag ersuchte, beschloß ich, über die mittelasiatischen Republiken zu schreiben.

Ich weiß, das ist keine leichte Aufgabe, denn ich will über Gebiete schreiben, die relativ bekannt und Ausländern in der Sowjetunion durchaus zugänglich sind. Für diese Wahl habe ich aber meine guten Gründe, die ich hier noch näher darlegen möchte.

Wer aus dem Ausland nach Sowjetmittelasien reist, fühlt sich von vielerlei Lebensaspekten angezogen. Touristen aus westlichen Industrieländern suchen in Mittelasien die Exotik. Gewöhnlich haben sie für Betriebe nicht viel übrig, neue Städte oder moderne Stadtviertel lassen sie gleichgültig. Attraktionen für sie sind die historischen Bauten von Samarkand und Buchar, die malerischen Basare, die alten Viertel aus Lehmhäusern, das Kunstgewerbe der dortigen Handwerker. Sie sind begeistert von den Kamelen am Rande der Wüste, von den Greisen, die im Schatten der Moscheen von Buchar beten; neugierig betrachten sie die eigenwüchsige Kleidung der Frauen und die Lammfellmützen, die die Männer selbst bei unerträglicher Hitze tragen. Sie knipsen einen Kolchosbauern auf seinem Eselchen oder die schweigsamen Besucher einer Tschaichana, eines Teehauses.

Daß man die Exotik liebt, ist begreiflich. Der Vergnügungsreisende sucht, was es in seiner Heimat nicht gibt. Ihm gefällt diese Exotik im Verein mit Komfort: Das Flugzeug bringt ihn in malerische Städte, der Bus setzt ihn vor wunderbaren Altertümern ab, und Automaten mit eiskaltem Selterwasser machen einen Spazier-

## Über Sowjetasien, seine Städte, seine Dörfer und über das Allerwichtigste...

gang durch die pittoresken Winkel von Samarkand oder Buchar zum Vergnügen.

Gäste aus Entwicklungsländern der dritten Welt jedoch interessieren sich für etwas ganz anderes. Sie wollen die Resultate der wirtschaftlichen Entwicklung der Sowjetrepubliken und die Methoden kennenlernen, die diese Resultate ermöglichen. Wenn sie z. B. in Taschkent die Leistungsschau der usbekischen Volkswirtschaft besichtigen, so gewinnen sie in wenigen Stunden eine Vorstellung davon, wie man eine ganze historische Epoche überspringen und eine rückständige feudale Kolonie zu einer Sowjetrepublik mit hochentwickelter Industrie machen kann.

Sie können dort moderne Maschinen zu sehen bekommen, die von einheimischen Betrieben hergestellt werden. Worüber sie aber staunen, sind nicht so sehr die Maschinen selbst wie der Umstand, daß diese Maschinen in Gegenden erzeugt werden, die vor fünfzig Jahren auf einer mittelalterlichen Entwicklungsstufe standen. Diese Gäste wundern sich nicht darüber, daß es in den Sowjetrepubliken Mittelasiens moderne Betriebe, Forschungsinstitute, Theater und Bibliotheken, Krankenhäuser und Hochschulen gibt. Vielmehr staunen sie darüber, daß diese Betriebe und Lehranstalten von der dortigen Bevölkerung geschaffen wurden und daß deren Vertreter nicht nur die dortige Arbeiterschaft, sondern auch die Kohorte der einheimischen Ingenieure, Ärzte, Lehrer, Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler bilden.

Was für Touristen aus einem hochentwickelten Land etwas Gewohntes und nicht Beachtenswertes ist, stellt für den Gast aus einem Entwicklungsland das Bemerkenswerteste in Mittelasien dar. Objekte, an denen jener unberührt vorbeigeht, wirken auf diejenigen, die nach Sowjetmittelasien kommen, um einen Blick in die eigene Zukunft zu tun, wie ein Magnet.

Ich kam nach Mittelasien nicht, um alte Bauten zu betrachten, ja nicht einmal, um die Errungenschaften der Industrialisierung zu bewundern. Mich interessierte, wie die dortigen tausendjährigen Traditionen mit den Errungenschaften der ersten sozialistischen Revolution der Welt einhergehen, wie die positiven natio-

nen Traditionen und die alte Kultur Asiens mit den Leistungen der modernen Zivilisation zusammenwirken.

## Die Frauen

In Buchar sah ich ein Foto, das meines Erachtens die Schwierigkeiten, mit denen die Sowjetmacht in den ersten Jahren des sozialistischen Aufbaus zu kämpfen hatte, eindringlich illustriert. Das Foto zeigt einen Kursus zur Abschaffung des Analphabetentums: Verschleierte Frauen lassen sich von einem Lehrer über die ersten Buchstaben des Alphabets unterrichten...

Die Abschaffung des Analphabetentums und die Volksbildung im weitesten Sinne waren die Hauptwaffe der Revolution gegen den Obskurantismus des Islams.

Vor vierzig Jahren, im Frühjahr 1927, rissen sich 90 000 Frauen in Städten und Dörfern Usbekistans die schwarzen Roßhaarschleier vom Haupt und verbrannten sie auf Scheiterhaufen. Das war ein symbolischer Akt der Befreiung der Frau von den Fesseln des Mittelalters.

Die faktische Befreiung der Frau war ein Ergebnis der sozialistischen Umgestaltungen in Mittelasien. Ohne den Industriesaufbau, ohne die Entwicklung des Schulwesens, des Gesundheitsschutzes und der Kultur wäre die Befreiung nie so weit fortgeschritten. Ohne strukturelle Veränderung der Arbeit und der sozialen Beziehungen wäre es unmöglich gewesen, in einer so kurzen Frist das Leben von Grund auf zu verändern.

Selbstverständlich gingen diese Veränderungen nicht überall gleich rasch vor sich. In Städten und Industriezentren ging das schneller, in den Dörfern langsamer, denn dort hielten sich die alten Gepflogenheiten länger. Auch heute noch sieht man mitunter eine Frau mit dem Tschatschwan, dem kurzen Schleier. Ich selbst habe einmal eine solche Frau unweit des Kolchosmarktes in Samarkand gesehen. Wichtiger scheinen mir aber die folgenden Tatsachen zu sein: Die Hälfte der usbekischen Lehrerschaft und drei Viertel der usbekischen Ärzteschaft sind Frauen. Dereinst entrechtet, erziehen sie heute Kinder nicht nur in der eigenen Familie, sondern auch in der Schule, und Männer lassen sich von ihnen belehren und kurieren.

Es ist durchaus möglich, daß diese außergewöhnlich rasche Emanzipation in einigen usbekischen Familien auch heute noch Konflikte ergibt. Uralte Traditionen lassen sich ja nicht in einigen Jahrzehnten restlos ausmerzen. Man kann aber über kein einziges Land nach einzelnen Fakten richtig urteilen, die zudem sukzessive der Vergangenheit anheimfallen. Die vorherrschenden Lebensmerkmale müssen in Betracht gezogen werden. Die Veränderungen in der Lebensweise der Bevölkerung Sowjetmittelasiens

erscheinen mir nicht minder wichtig als der Bau von Industriebetrieben, Bewässerungsanlagen und Forschungsinstituten.

## Erdbeben

Nach all dem, was ich vom Erdbeben in Taschkent gelesen hatte, stellte ich mir die usbekische Hauptstadt als einen Trümmerhaufen vor. Allerdings wußte ich, daß das Erdbeben von 1966 in Taschkent nicht so tragisch wie das von 1948 in Aschchabad war. Dennoch verursachten die starken Erdstöße im Zentrum der großen Stadt beträchtliche Zerstörungen und machten Zehntausende obdachlos.

Das Taschkenter Erdbeben erwähne ich hier nicht etwa, um allbekannte Tatsachen zu wiederholen. Ich möchte dem Leser erzählen, wie man in der Sowjetunion auf die Nachricht reagierte, daß Tausende Taschkenter über Nacht obdachlos wurden.

In Taschkent selbst brachten die Zeitungen damals Bekanntmachungen wie etwa folgende: „Wir wohnen im ersten Viertel des Bezirks Tschilansar, Haus 66, Wohnung 12 und wollen gern eine Familie bei uns aufnehmen. Kommt, ihr seid willkommen! Semjon und Warwara Morosow, Rentner.“

Hätte ich mich nicht selbst davon überzeugt, daß ein solches Reagieren auf das Unglück anderer kein Einzelfall, sondern eine generelle Erscheinung war, so hätte ich darüber nicht geschrieben.

Alle Unionsrepubliken und größere Städte der Sowjetunion entsandten nach Taschkent Material und Fachleute für den Bau neuer Häuser. Aus allen Teilen der Sowjetunion kamen Medikamente, Lebensmittel und Kleidung.

Im Restaurant auf dem Dach des Hotels „Taschkent“ setzten sich zwei Armenier und eine Russin an meinen Tisch. Sie bestellten eine Flasche Sekt: der Anlaß war ein Familienfest. Das waren Bauleute aus Armenien, die nun schon das zweite Jahr in Taschkent tätig sind. Ich fragte sie, was sie davon hielten, daß in einer mittelasiatischen Stadt gewöhnliche Wohnhäuser errichtet werden, ob es nicht zweckmäßiger wäre, bei ihrem Bau Elemente der usbekischen Architektur zu berücksichtigen? Einer meiner Tischnachbarn sagte:

„Am wichtigsten ist, daß schon jetzt in den Häusern Menschen wohnen können, und zwar besser als vor dem Erdbeben.“

## Die Dörfer

Es ist keine Entdeckung, wenn ich sage, daß in den Sowjetrepubliken Mittelasiens wie auch in Transkaukasien die Einkünfte der Landbevölkerung höher als in den Zentralgebieten des europäischen Teils der Sowjetunion



sind. Das ist auf die Spezifik der Agrarproduktion zurückzuführen. Die Obst-, Baumwoll-, Wein- und Gemüsezuucht ist vorteilhafter als der Kartoffel- und Getreideanbau, besonders wenn der Boden fruchtbar ist.

Ich war auf dem Lande in Südkasachstan, sah Kolchosa und Sowchosa in Usbekistan und in Turkmenien und kann bezeugen, daß der Lebensstand der Bauern in den mittelasiatischen Republiken erstaunlich hoch ist.

Der Vorsitzende des Kolchos „Karl Marx“, Gulam Machmud Abdulajew, fuhr mich über die Felder und durch die Gärten seiner Wirtschaft, die Taschkent beliefert. Er sagte mir, ein Kolchosbauer verdiene durchschnittlich 110 Rubel im Monat. Außerdem erhält er Zuschüsse bei Übererfüllung der Planziffern. Hinzu kommen noch die Einkünfte vom Absatz der Erträge seines eigenen Grundstücks.

Für die 3600 Bewohner des Dorfes, von denen 1100 aktive Kolchosmitglieder sind, gibt es drei Siebenklassen- und eine Zehnklassenschule, sechs Bibliotheken, vier Kindergärten und ebenso viele Kinderkrippen, vier Sanitätsstellen und ein Krankenhaus, das gemeinsam mit dem Nachbarkolchos genutzt wird. Jedes Haus hat Radio, fast jede Familie ein Fernsehgerät, das Dorf besitzt eine Wasserleitung und Gas.

Ich sah mir das Haus des Traktorführers Kajumow an; er muß für eine große Familie sorgen: eine Frau und fünf Kinder. Von der Straße sieht sein Haus wie viele andere usbekische Dorfhäuser aus. Alle Fenster gehen auf den Hof hinaus. Die fensterlose Außenmauer sollte früher die Familiengeheimnisse vor fremdem Einblick und die Frauen vor den Blicken fremder Männer bewahren. Aber auch jetzt hat die traditionelle Planung des usbekischen Hauses ihren Sinn: Alle Zimmer und die Veranden führen in einen schattigen Garten mit Sommerküche. Ein einfacherer und natürlicherer Schutz vor der sengenden Sonne ist kaum vorstellbar.

Im Kolchos „40 Jahre Turkmenische SSR“ sah ich, wie die Menschen die Wüste zum Gebirge hin abdrängen. Der in der Nähe fließende Kara-Kum-Kanal ermöglichte es ihnen, 8000 Hektar Wüstenland zu bewässern und es zu fruchtbarem Ackerboden zu machen. Die Bareinkünfte der Kolchosbauern sind fast doppelt so hoch wie im usbekischen Kolchos „Karl Marx“. Familien mit Bareinkünften aus der Kolchoswirtschaft von 9000 Rubeln jährlich bilden dort keineswegs eine Ausnahme. Das Fünfmillionen-Einkommen des Kolchos, das dank dem Kara-Kum-Kanal aus Armut zu Wohlhabenheit aufgestiegen ist, bedarf keines Kommentars. Der Kolchosvorsitzende Kemir Achmediarow sagte mir:

„Würde der hiesige Laden 300 Autos Marke „Wolga“ (ein Wolgawagen kostet 5600 Rubel) „zum Verkauf anbieten, so würden sie innerhalb einer Stunde ausverkauft sein.“

Diese Äußerung zeigt eindringlich den Charakter der Gegensätze von heute: Der Handel ist vorläufig noch außerstande, den Kolchosbauern in genügender Menge und Auswahl anzubieten, was sie zu erwerben wünschen.

Die „Revolutionäre“, denen es mißfällt, daß die Sowjetunion die Produktion von PKWs, Kühlschränken, Waschmaschinen, Transistoren und sonstigen Industrieerzeugnissen des persönlichen Bedarfs steigert, sollten vor allem die Menschen in der Sowjetunion fragen, was sie darüber denken. Ich bin davon vollkommen überzeugt, daß es in der Sowjetunion keinen einzigen Menschen gibt, der damit unzufrieden wäre, daß sein Lebensstand wächst, und die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse nicht als ein gesetzmäßiges Resultat des Sozialismus, sondern als eine Abkehr von den Idealen der Revolution betrachten würde.

### Die Städte

Die erste Stadt Mittelasiens, die ich sah, war Alma-Ata, eine behagliche grüne Stadt im Schatten hoher Berge.

Alma-Ata ist groß, kennt aber nicht die Gebrechen europäischer Großstädte. Als ich die kasachische Hauptstadt vom Fuße des Ala-Tau betrachtete, sah ich viele Stadtviertel nicht, denn sie waren ganz in Grün versunken.

Die neuen Wohnviertel von Alma-Ata haben ein wunderbares Mikroklima. Sie sind von Parks, Rasenflächen und Kinderspielflächen gesäumt. Sie sehen auch viel besser aus als die vor 10 bis 15 Jahren entstandenen Viertel. Der Baustil der neuen Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude zeigt wieder kasachische Ornamente.

In der Nähe von Alma-Ata befindet sich die Versuchswirtschaft Kaskelen des Ackerbauinstituts einer anderen Republik: der Kirgisischen. Es mag merkwürdig erscheinen, daß ich darüber in einem Abschnitt schreibe, der von den Städten handelt. Das hat aber seine Ursache.

In diesem Jahr hat die Wirtschaft für ihre Arbeiter einige Häuser städtischen Typs gebaut. Jedes Haus hat zwei separate Dreizimmerwohnungen. Die Häuser erinnerten mich an die Villen der akademischen Siedlung bei Nowosibirsk.

In einigen usbekischen Dörfern benutzt die Bevölkerung Erdgas aus Buchara. Ein altes usbekisches Haus mit Strom, Wasserleitung, Kanalisation und Gas vereint sinnvoll die Vorteile der städtischen und der ländlichen Wohnweise.

In Taschkent, wo nach dem Erdbeben das Zentrumkomplex aufgebaut wird, werden die alten ebenerdigen usbekischen Häuschen abgetragen. Man sagte mir, ihre Bewohner können sich nur schwer an das Leben in großen modernen Häusern gewöhnen. Obwohl sie nun komfortable Wohnungen haben, fehlt ihnen die unmittelbare Nähe der Natur: der winzige Vorgarten mit Blumen, der kleine Hof mit der schattigen Veranda.

Das Problem der Begrünung ist natürlich nicht nur in Taschkent akut. Mir scheint aber, daß gerade Taschkent bei seiner Erneuerung der Lösung des Problems am nächsten gekommen ist. Man hat ein wohliges Gefühl, wenn man durch das Zentrum von Taschkent schlendert und plötzlich in die schattige Stille eines Parks gerät. In diesen zahlreichen Parks mit Teichen und Bassins, Spielplätzen und Gaststätten findet man die ersehnte Kühle.

Der Tourist aus dem Ausland wird in Taschkent die luxuriösen Viertel vermissen, die sich reiche Europäer in asiatischen Städten bauen lassen. Auffallend ist aber dort etwas anderes, weitaus Wichtigeres: das Streben, Komfort für alle zu schaffen.

Samarkand und Buchara unterscheiden sich von den neu ausgebauten Städten Mittelasiens durch ihr traditionelles Nationalkolorit. Offengestanden hat mir Buchara besser gefallen. Ich hatte den Eindruck, daß Samarkand zwar schon entschieden von der Vergangenheit abgekommen ist, sich jedoch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch nicht fest angesiedelt hat. Das mag vielleicht daher kommen, daß die architektonischen und historischen Denkmäler dort majestätischer und prunkvoller sind als in

Buchara und daß der Kontrast zwischen Alt und Neu allzu schroff ist, daß die notwendige Mitte fehlt, die einen Ausgleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart schaffen würde.

Sehr beeindruckt war ich von Aschchabad. Dort wird auf Schritt und Tritt gegen die Hitze gekämpft. Die Häuser sind mit tiefen, Schatten spendenden Balkons versehen, wo in den Dämmerstunden die ganze Familie in erfrischender Kühle das Abendbrot einnimmt. Die breiten Straßen sind mit Reihen von schattigen Bäumen bepflanzt. Zwischen den Gehsteigen und Fahrdämmen fließen Aryks.

Das turkmenische Volk ist nicht groß an Zahl, dafür um so größer in seinem Mut und seiner Ausdauer im Kampf gegen die Elemente. Es ist sehr gastfreundlich, und die Hauptstadt Turkmeniens widerspiegelt den Geist seines Volks.

Die sowjetischen Reiseführer unterscheiden sich dadurch, daß sie den Reisenden nicht nur auf die Naturschönheiten, sondern auch auf die Leistungen aufmerksam machen, die das Volk der einen oder anderen Republik seit seiner Machtübernahme vollbracht hat. Das sind wahre Großleistungen, und diese Erfolge sind nur dank der Oktoberrevolution möglich geworden.

## Antworten auf Leserfragen

### Eine Garantie der österreichischen Unabhängigkeit

*Im Zusammenhang mit dem Beitrag von Vitali Winogradow „Westdeutsches Kapital in Österreich“ aus Heft 38 der NEUEN ZEIT mit einem Hinweis auf den Staatsvertrag haben uns mehrere Leser ersucht, Näheres über diesen Vertrag zu berichten.*

Der Staatsvertrag über die Wiederherstellung eines unabhängigen und demokratischen Österreichs wurde am 15. Mai 1955 in Wien von Vertretern der Sowjetunion, Großbritanniens, der USA, Frankreichs und Österreichs unterzeichnet.

Der Staatsvertrag hat den Anschluß Österreichs an Hitlerdeutschland für null und nichtig erklärt, was von den Regierungen der Sowjetunion, Großbritanniens und der USA schon 1943 in der Moskauer Deklaration verkündet worden war. Österreich wurde als souveräner, unabhängiger und demokratischer Staat in den Grenzen vom 1. Januar 1938 wiederhergestellt.

Größte Beachtung wird im Staatsvertrag der Verhütung einer neuerlichen Annexion Österreichs durch Deutsch-

land geschenkt. Artikel 4, „Verbot des Anschlusses“, untersagt jedes politische oder wirtschaftliche Bündnis zwischen Österreich und Deutschland. „Österreich anerkennt voll und ganz seine Verantwortlichkeiten auf diesem Gebiet“, heißt es im Artikel 4, „und wird keine wie immer geartete politische oder wirtschaftliche Vereinigung mit Deutschland eingehen.“

Im Hinblick auf die Erfahrungen aus der Vorkriegszeit sieht der Staatsvertrag ferner Garantien gegen einen „kalten“ Anschluß vor. Darunter versteht man die Unterordnung der österreichischen Wirtschaft durch deutsches Kapital, wie dies vor dem Anschluß der Fall war. Rund 25 Prozent der österreichischen Betriebe in den Schlüsselzweigen der Industrie gehörten damals deutschen Monopolen. Diese wirtschaftliche Abhängigkeit Österreichs ermöglichte es dem Naziregime, einen politischen Druck auf Österreich auszuüben, und erleichterte dann die gewaltsame Einverleibung Österreichs in das Dritte Reich im Jahre 1938.

Paragraph 13 Artikel 22 des Staatsvertrags lautet: „Österreich verpflichtet sich, mit Ausnahme der erzieherischen, kulturellen, caritativen und religiösen Zwecken dienenden Vermögenswerten keine der ihm als ehemalige deutsche Vermögenswerte übertragenen Vermö-

genschaften, Rechte und Interessen in das Eigentum deutscher juristischer Personen oder — sofern der Wert der Vermögensschaften, Rechte oder Interessen 260 000 Schillinge übersteigt — in das Eigentum deutscher physischer Personen zu übertragen.“

Diese Bestimmung des Staatsvertrages hat enorme Bedeutung für die Abschirmung der österreichischen Wirtschaft vor der Expansion der westdeutschen Monopole. Nach dem Krieg wurde nämlich ein erheblicher Teil der Schwerindustrie, die zur Zeit des Anschlusses deutschem Kapital gehörte, verstaatlicht. Staatseigentum wurden ferner mehrere frühere deutsche Betriebe, die nach dem Staatsvertrag Österreich übereignet wurden. Im Lande entstand ein mächtiger verstaatlichter Sektor, auf den rund ein Viertel der Industrieproduktion entfällt. Der Staatsvertrag setzt der Unterwanderung der österreichischen Wirtschaft durch westdeutsche Monopole gewisse Schranken; das betrifft besonders den verstaatlichten Sektor, der ein Garant der wirtschaftlichen Unabhängigkeit des Landes ist. Dennoch versucht der westdeutsche Imperialismus immer wieder unter Umgehung des Staatsvertrags die in der österreichischen Wirtschaft verlorenen Positionen zurückzuerobieren. Gerade davon handelt der Beitrag V. Winogradows.



# Ernesto Guevaras Leben und Tod

Die Nachricht vom Tod des legendären Ernesto Ché Guevara hat Millionen Menschen in der ganzen Welt erschüttert. Sie zollen dem mutigen Revolutionär Tribut, bringen ihm, einem Menschen von lauterem Wesen und beispielloser Selbstaufopferung, ihre aufrichtige und tiefe Achtung entgegen.

Das Leben Guevaras galt ganz dem Kampf für die Freiheit Lateinamerikas.

Ernesto Guevara (den Beinamen Ché erhielt er auf Kuba, als er am Kampf gegen die Batista-Tyrannie teilnahm) wurde am 14. Juni 1928 in Rosario (Argentinien) als Sohn eines Architekten geboren. Celia de la Serma, seine Mutter, war Kommunistin. Von Kindheit an wurde er zu selbstlosem Dienst am Volke, zum Kampf für das Glück des Volkes erzogen.

Nach Absolvierung der medizinischen Fakultät an der Universität Buenos Aires, wo er sich an der revolutionären Studentenbewegung beteiligte, verzichtete Guevara auf die Laufbahn eines wohl situierten Arztes in der Hauptstadt. Er geht in die Provinz, behandelt auch Mittellose in anderen Ländern Lateinamerikas, lernt das Elend in den Slums von Rio de Janeiro, Lima und Caracas, in den Indianerhütten der Anden und des Amazonas-Urwalds kennen.

1954 wird Guevara in Guatemala Zeuge des Einfalls der Söldner, die vom CIA den Auftrag haben, die liberale Regierung Jacobo Arbenz zu stürzen. Er nimmt am Widerstandskampf des Volkes teil, der jedoch im Blut erstickt wird. Das Erlebnis in Guatemala bestärkt ihn in der Entschlossenheit, mit allen Mitteln gegen den USA-Imperialismus zu kämpfen, der die Hauptschuld an den Leiden der lateinamerikanischen Völker trägt.

In Mexiko schließt sich Guevara Fidel Castro und den Teilnehmern der von ihm geführten „Bewegung des 26. Juli“ an. Mit der kleinen Gruppe dieser Tapferen unternimmt er 1956 die Landung an der kubanischen Küste und wird bald zu einem angesehenen Partisanenführer in der Sierra Maestra. 1958 befiehlt er eine Abteilung der „Barbudos“ bei ihrem verwegenen Vorstoß in die Zentralprovinz Las Villas. Nach dem Sturz der Batista-Tyrannie ziehen seine Abteilungen als erste in Havanna ein.

In den ersten Jahren nach dem Sieg der Revolution arbeitet Guevara an der Festigung der Armee des aufständischen Volkes. 1961 wird er zum Präsidenten der Nationalbank, später zum Industrieminister ernannt. Auf diesem Posten leistet Guevara viel für den sozialistischen Aufbau in Kuba. Seine vielen Auslandsreisen führen ihn auch in die Sowjetunion, trat er doch nachdrücklich für die Festigung der Freund-

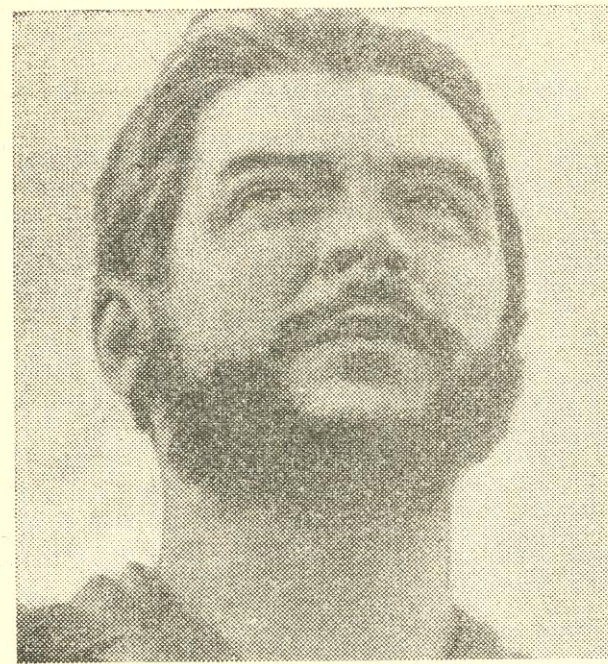
schaft und wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit ihr ein. Man sieht ihn auf der Tribüne von UNO-Tagungen in New York, der Genfer UNO-Konferenz für Handel und Entwicklung, in afroasiatischen und lateinamerikanischen Ländern.

1965 geht Guevara von Havanna. In einem Brief, den er Fidel Castro zurückläßt, schreibt er: „Meine bescheidene Hilfe wird jetzt in anderen Ländern des Erdballs gebraucht... Ich tue meine heiligste Pflicht: überall, wo der Imperialismus besteht, gegen ihn zu kämpfen.“

Seit dieser Zeit wird bald aus der Dominikanischen Republik, bald aus Brasilien, Kolumbien oder Peru gemeldet, Leute, die Guevara früher kannten, hätten ihn dort getroffen, doch diese Gerüchte werden regelmäßig widerrufen. Zwei Jahre wußte man nichts vom Helden der Sierra Maestra, obwohl ausländische Korrespondenten eifrig bemüht waren, etwas über ihn in Erfahrung zu bringen, namentlich bei seiner Gattin Aleyda March, die mit ihren zwei Kindern in Havanna lebt. In diesem Frühjahr ließ Guevara schließlich selbst von sich hören: Aus „irgendeinem Ort der Welt“ schickte er der Redaktion der in Havanna erscheinenden Zeitschrift **Tricontinental** einen Artikel, in welchem er die Konzeptionen von einem allgemeinen bewaffneten Kampf in Lateinamerika entwickelte, die er zuvor in seinem Buch „Der Guerillakrieg“ in großen Zügen umrissen hatte.

Zu jener Zeit behauptete die Presse, daß sich der lateinamerikanische Revolutionär in Bolivien aufhalte, wo sich Ende März die Partisanenbewegung verstärkt hatte. Im Mai veröffentlichte der Journalist Luis Suárez nach einem Aufenthalt bei bolivianischen Partisanen in der mexikanischen Zeitschrift **Siempre** eine Reportage, die in der kubanischen Zeitung **Granma** abgedruckt wurde. Suárez behauptete, Guevara sei in Bolivien und wolle dort „die Richtigkeit seiner Konzeptionen in der Praxis beweisen“. Auch der später in La Paz verhaftete französische Publizist Régis Debray, der mit einem journalistischen Auftrag bei den Partisanen gewesen war, erklärte, Guevara halte sich im Urwald der bolivianischen Anden auf.

Im Spätsommer dieses Jahres begann in Bolivien die Jagd auf Ernesto Guevara. Die Regierung setzte eine hohe Belohnung für Mitteilungen über seinen Aufenthaltsort aus. In dem schwer zugänglichen Gebiet im Südosten des Landes, das ein Schauplatz des Partisanenkampfes war, wurden starke Kräfte der bolivianischen Armee zusammengezogen, darunter Ranger-Einheiten, die ihre Ausbildung in Antiguerrilla-Schulen der USA erhalten haben. An den Kampfoperationen nahmen Hunderte Berater



aus den USA teil. Die Leitung des Kesseltreibens lag in der Hand geübter CIA-Agenten. Die **Washington Post** betonte: „Der Beweis dafür, daß Guevara wirklich in diesem Raum war, hätte ohne qualifizierte Hilfe von außen nicht erbracht werden können.“

Die näheren Umstände des Todes von Ernesto Guevara sind noch nicht endgültig geklärt. Mitteilungen, die aus La Paz kommen, ergeben jedoch folgendes Bild.

Ende September wurden sechzehn Partisanen, die durch die ununterbrochene Verfolgung entkräftet waren und kaum noch Proviant und Munition hatten, im Cañon El Yuro unweit der kleinen Stadt Higuera umzingelt. Es lagen Angaben vor, daß auch der an Asthma und Rheuma leidende Guevara unter ihnen sei. Eiligst wurden über 1500 Mann Regierungstruppen herangeschafft. Am 8. Oktober wurde Guevara nach fünfstündigem Gefecht verwundet und im bewußtlosen Zustand gefangengenommen.

In einer offiziellen Mitteilung der bolivianischen Armee hieß es, der am 8. Oktober gefangengenommene Guevara sei am nächsten Tag seinen Wunden erlegen. Am 10. Oktober wurde seine Leiche in Vallegrande Journalisten gezeigt, die man mit Flugzeugen aus La Paz hatte kommen lassen. Paul Montgomery von der **New York Times** schrieb, aus dem ärztlichen Gutachten gehe hervor, daß Guevara mindestens 24 Stunden, nachdem sich die Ranger des Verwundeten bemächtigt hatten, durch einen Herzschuß getötet worden sei. Das stellte auch der in Higuera ansässige Arzt Dr. José M. Caso fest.

Franco Pierini, ein Korrespondent der italienischen Zeitschrift **Europeo**, der mit Teilnehmern des Gefechts im Cañon El Yuro sprach, führt folgende Worte des bolivianischen Soldaten Benito Jiménez an:

„Oberst Celnich sprach über zwei Stunden mit Guevara. Er war sehr böse, weil Guevara nichts sagen wollte... Als der Oberst sich über den verwundeten Guevara beugte, schlug dieser ihn unter Aufgebot seiner ganzen Kraft mit der Faust ins Gesicht. Der Oberst sprang auf, setzte ihm die Pistole an die Brust und drückte ab...“

Der bolivianische Militärklüngel suchte die Spuren seines Verbrechens zu verwischen. Am Tag nach der Ankunft der Journalisten wurde der Ermordete „irgendwo bei Vallegrande“ begraben. Doch als man erfuhr, daß der bekannte argentinische Anwalt Roberto Guevara, ein Bruder Ernestos, nach Bolivien abgereist sei, um festzustellen, wie sein Bruder ums Leben gekommen sei, wurde die Leiche exhumiert und noch am gleichen Tag, am 12. Oktober, eingäschert. In der nächsten offiziellen Mitteilung der bolivianischen Armee hieß es, man habe zuvor von der Leiche die Finger abgetrennt, um nötigenfalls die Identität des Toten beweisen zu können.

Ein feiger, niederträchtiger Mord! Anders kann man dieses Verbrechen nicht nennen: Guevara wurde ja frühestens 24 Stunden nach seiner Verwundung und Gefangennahme getötet. Ebenso niederträchtig, gleichfalls ohne Untersuchung und Gericht, und zwar nicht im Kampf, sondern in Gefängnissen, im Krankbett, wurden kurz zuvor führende Männer der Partisanenbewegung in anderen lateinamerikanischen Ländern durch Nackenschüsse getötet: Camilo Torres in Kolumbien, Fabricio Ojeda in Venezuela, Luis de la Puente Uceda in Peru, Luis Turcios Lima in Guatemala...

Nun steht auf der Liste der Opfer des Yankee-Imperialismus und seiner lateinamerikanischen Komplizen auch der Name Ernesto Ché Guevaras. Seine Leiche wurde nicht nur vernichtet, weil die Mörder die Spuren ihres Verbrechens zu tilgen suchten: sie wollten nicht, daß auf dem Boden Lateinamerikas ein dem Volk heiliges Grab bleibt. Sie wollten sich an Ernesto Guevara auch noch nach seiner Ermordung rächen, nämlich ihn vergessen machen. Das wird ihnen nicht gelingen. Das Volk wird Ernesto Ché Guevara nicht vergessen, denn er war bis zum letzten Augenblick ein der Sache des Volkes ergebener Revolutionär.

„Die sowjetischen Kommunisten, die Ernesto Guevara dank der Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und der Republik Kuba beim sozialistischen Aufbau und der Festigung der sowjetisch-kubanischen Freundschaft gut kannten“, heißt es in dem am 18. Oktober in der **Prawda** veröffentlichten Nachruf der Mitglieder des Politbüros des ZK der KPdSU, „werden seiner stets als eines Mannes von hoher seelischer Lauterkeit gedenken, der den Sinn seines Lebens im Kampf für die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker sah.“

Juan COBO



## MOSKAU IM ZAHLENSPIEGEL

Anfang 1917 erstreckte sich Moskau über ein Gebiet von rund 177 Quadratkilometern, Anfang 1967 über 887 Quadratkilometer. Den Volkszählungen nach betrug die Einwohnerzahl am 30. September 1917 — 1 854 000; am 17. Dezember 1926 — 2 026 000; am 17. Januar 1939 — 4 542 000; am 15. Januar 1959 — 6 040 000. Die Schätzung für den 1. Januar 1967 betrug 6 507 000.

Die Zahl der Arbeiter und Angestellten in Moskau hat sich von 1918 bis 1966 fast versechsfacht.

In der Volkswirtschaft Moskaus waren im Jahre 1920 insgesamt 38 000 Spezialisten mit Hoch- und Fachschulbildung beschäftigt, Ende 1940 — 242 000; Ende 1966 — 975 000. Alles in allem haben 2 909 000 Einwohner von Moskau Hochschulbildung oder allgemeine bzw. fachliche Mittelschulbildung.

Im Jahre 1912 wohnten 34 Prozent aller Moskauer in Häusern mit elektrischer Beleuchtung, 48 Prozent in Häusern mit Wasserleitungsanschluß, 39 Prozent in Häusern mit Kanalisationsanschluß und 13 Prozent in Häusern mit Zentralheizung. Im Jahre 1940 waren 99,9 Prozent aller Moskauer Wohnungen elektrifiziert. Anschluß an die Wasserleitung und die Kanalisation hatten im Jahre 1966 97 Prozent aller Wohnungen, an die Gasleitung 98 Prozent; 56 Prozent aller Wohnungen haben ständig heißes Wasser; 93 Prozent aller Wohnungen werden zentral- oder fernbeheizt.

1913 gab es in der Stadt 2300 Ärzte und 900 Krankenschwestern, 1966 waren es 47 700 Ärzte (ohne Militärärzte) und 92 900 Angehörige des mittleren medizinischen Personals.

1914/15 gab es in Moskau 20 Hochschulen mit rund 34 000 Studenten, im Jahre 1966/67 studierten an den 76 Hochschulen der Stadt 604 000 Studenten.

## BÜCHERSCHAU

### In der Antiwelt

Natalja SERGEJEWA

Seit Svatopluk Čech und Mark Twain hat so mancher Schriftsteller seine Helden aus ihrer Zeit in andere Epochen transponiert. So fand sich ein Yankee aus dem 19. Jahrhundert mit seiner Zivilisation und Technik dank dem Verfasser plötzlich im England des Königs Artus. Das amüsierte den Leser, ohne ihn besonders zum Denken anzuregen. Der sowjetische Schriftsteller L. Lagin (der Verfasser des schon mehreren sowjetischen Generationen bekannten Kinderromans „Der alte Chottabytsch“) hat mit Hilfe des gleichen Handgriffs ein ebenso ergötzliches wie bedeutendes Werk geschaffen, das es mit so mancher soziologischen oder historischen Studie aufnehmen kann.

Mark Twain versetzte seinen Yankee um mehrere Jahrhunderte zurück. Lagin befördert seinen Juri Antoschin um nur 65 Jahre zurück, aus dem Moskau von 1959 in das Moskau von 1894. Wir kennen diese Zeit gut, sind doch noch Menschen unter uns, die schon damals lebten. Dennoch kommt einem jungen Menschen der Sowjetunion von heute das zaristische Rußland vom Ende des 19. Jahrhunderts geradezu als Antiwelt der seinen vor.

Man könnte Lagins Roman „Der Blaublütige“ einen Phantasieroman nennen, denn er beruht auf einer nur in der Phantasie möglichen Situation: Sein Held gerät nach einer Vorstellung im Kulturfilmkino am Puschkín-Platz in den Hof eines Hauses auf der benachbarten Bolschaja Bronnaja und damit geradewegs ins vorige Jahrhundert. Zugleich ist es ein dokumentarisches, ich würde sagen, ein ausgesprochen dokumentarisches Werk. Der Verfasser reproduziert historische absolut genau die sozialen Verhältnisse und die Lebensweise jener Zeit. Das Gepräge der Moskauer Straßen und Plätze, das Dasein der Fabrikarbeiter, der Näherinnen, der Weberinnen, die illegalen Zirkel: ja — so war es und nicht anders. Wir wissen das aus Tausenden Quellen von Gorkis Romanen bis zu den vergilbten Flugblättern und Fotografien, die im Revolutionsmuseum ausgestellt sind.

Der Leser gewinnt jedoch eine völlig

neue Einstellung zu all dem. Wie der Romanheld Antoschin hält er nicht einfach Rückschau auf die ihm schon früher bekannte historische Wirklichkeit des zaristischen Rußland mit seinem Elend und seiner Polizeiwilkkür, nein, all das verdichtet sich für ihn bis zur Greifbarkeit; er spürt es geradezu am eigenen Leibe, wie es den Menschen damals ging und wie sich ihr Dasein vom heutigen Leben unseres Volkes und unseres Landes unterschied.

„Antoschin hatte in der Welt gelebt, nun war er in die Antiwelt geraten. Alles war genau umgekehrt, trug total umgekehrte Vorzeichen. Was in Antoschins früherer Welt das Pluszeichen hatte, trug hier das Minuszeichen, was er mit dem Minuszeichen zu sehen gewohnt war, hatte hier ein dickes frisches Plus vor sich stehen.“

Dem staunenden Juri Antoschin kommt im Moskau von 1894 alles ungeheuerlich vor, obwohl er aus Büchern und der Schule von all dem unterrichtet war.

Er geht durch eine Straße, die er kennt und zugleich nicht kennt, die nah ist und zugleich unendlich fern. Er sieht im Jahre 1894 Häuser, die noch in den sechziger Jahren des folgenden Jahrhunderts zu sehen sein werden. Er kommt an einem schloßartigen Bau vorbei, in dem, wie er genau weiß, 28 Jahre später das Revolutionsmuseum eröffnet werden wird. Doch jetzt wagt sich kein gewöhnlicher Sterblicher auf den Vorhof des Gebäudes, auf dem ein bärbeißiger Mann mit blendend weißer Schürze und der spiegelblank geputzten Blechmarke, die ihn als wohlbestallten Hausmeister ausweist, im Vollgefühl seiner Würde den Schnee mit samt den Roßäpfeln vom Wege schaufelt, auf dem die Herren des Moskauer Hochadels am Englischen Klub vorfahren.

Die Pumpe auf dem Majakowski-Platz (noch hat niemand von Majakowski gehört!), rings um sie Schlitten mit eisbedeckten Wasserfässern, von abgerackerten Mähren gezogen; Droschkenkutscher in blauen Steppmänteln mit Wachstuchzylindern. Auf dem Roten Platz steht noch das Bronzedenkmal für Minin und Fürst Posharski, das 1959 längst seinen Standort gewechselt hat, und Minin deutet auf die Stelle an der Kremelmauer, an der 30 Jahre später das Mausoleum entstehen wird...

Oder die Menge auf den Moskauer Straßen: alte Frauen in überlangen schwarzen, Saloppen genannten, Mänteln; Wallfahrerinnen, ihr Bündel auf dem Rücken; Beamte in Dienstmützen mit steifem Samtrand; Handwerksge-sellen; Studenten; Damen in Rotonden; Bosjaken: Elendsgestalten, zerlumpt und fast barfuß, mit jener bläulichen Gesichtsfarbe, die Not und Fusel hinterlassen; feiste Fleischerge-sellen; Vertreterinnen des horizontalen Gewerbes auf dem Anstand; Gymnasiastinnen mit den komischen, platt aufsitzenden Hütchen, die zur Schulkleidung gehören; junge Gecken; Popen; Mönche; Offiziere mit vorsintflutlichen Schleppsäbeln, wie sie auch die Polizisten tragen; Kadetten, an dem Seitengewehr zu erkennen, das sie in schwarzer Lederhülle am Koppel baumeln haben.

Antoschin kommt sich wie bei einem Geschichtsfilm vor, so seltsam muten ihn all diese Gestalten an.

„Die faszinierende, unbegreifliche, nie gesehene Moskauer Menge vom Ende des vorigen Jahrhunderts... Wer sind sie, alle diese russischen Menschen?... Und welche Zukunft ist ihnen beschieden?... Nur 24 Jahre trennen sie von der Oktoberrevolution. Die jüngeren unter ihnen werden auch dann noch nicht zu den Alten gehören... Gewiß, manch einer wird jung sterben müssen, mancher im russisch-japanischen Krieg oder im ersten Weltkrieg fallen, aber alle übrigen werden den Oktober erleben. Für wen werden sie Partei ergreifen? Wohin wird sie der Sturmwind der Revolution treiben?... Zum Beispiel den Burschen in Bastschuhen da, mit seiner schäbigen Hasenfelzmütze, unter der die abste-henden Ohren hervorschauen, den kräftigen, rotbackigen, flinken Jungen, der noch keine 16 Lenze zählt? 1917 werden es kaum 40 sein. Wie wird ihn dieses Jahr vorfinden: als Soldaten, als Saisonarbeiter, als Großbauern, Kätner oder gar als Kaufmann, dessen Sohn sein Leben irgendwo am Don aushauchen wird als Fähnrich in einem der Weißgardistenregimenter General Denikins? Aber kann er den Oktober nicht auch als ein Bolschewik erleben, der die Universität der Gefängnisse von A bis Z durchlaufen hat und nun Kommissar wird, Vorsitzender eines Gouvernementsowjets oder Betriebsdirektor, Zeitungsredakteur, Vorsitzender eines Komitees der Dorfarmut, Diplomat des jungen Sowjetstaates, wenn nicht gar Volkskommissar, Mitglied des Zentralkomitees, proletarischer Feldherr mit ordengeschmückter Brust?“

Antoschin wird in der Gestalt eines seiner Vorfahren nach dem Moskau von 1894 verschlagen, als Bauernbursche, der Arbeit sucht (nebenbei: An-

toschins Fach in der Welt, aus der er hierher versetzt wurde, waren Transistorradios, eine Schöpfung ferner Jahrzehnte). Er findet Unterkunft in der Kellerwohnung eines Schusters, mit dem er entfernt verwandt ist, bei gütigen, einfachen, ehrlichen und fleißigen Leuten, die trotzdem in Elend, Enge und Unwissenheit leben wie alle werktätigen Menschen jener Zeit. Im dichtbesiedelten Moskauer Hof ist die Gesellschaft von 1894 durch die verschiedensten, oft sehr koloritvollen Gestalten vertreten: den Wucherer, der über Leichen geht, Mädchen, die von der „Liebe“ leben, einen Polizeispitzel, der den Revolutionären auf die Spur zu kommen sucht, oder Arbeiter aus einer Schneiderwerkstatt, die von früh bis spät Hosen für feine Herren nähen, aber selber ihr Leben lang davon träumen, wenigstens eine richtige Hose ihr eigen zu nennen.

Alles kommt Antoschin hier sonderbar und fremd vor. Gewiß, er wußte, daß das alte Rußland „Bastschuhland“ genannt wurde, wußte, daß es dort Polizisten gab und welche Rolle sie spielten. Aber er hatte keine Ahnung davon gehabt, wieviel Menschen hier im ärgsten Frost mit nichts als Bastschuhen oder löchrigen Trittlingen an den Füßen gehen müssen, wie selbstverständlich so ein Wachmann jedem mit der Faust ins Gesicht fährt, der unbefugt „herrschaftlichen Grund“ betritt.

Das Entscheidende sind natürlich nicht nur die Lebensverhältnisse, ist nicht der Umstand, daß es in Moskau, der zweiten Hauptstadt des Landes, keine Elektrizität und keine Kanalisation gibt, daß man noch keine Vorstellung von Automobilen, geschweige denn vom Luftverkehr hat. Den Ausschlag geben die Beziehungen unter den Menschen, gibt der Abgrund, der zwischen Arm und Reich, zwischen Vornehm und Gemein klafft, gibt die ständige Demütigung des arbeitenden Menschen, wobei kaum einer auch nur ahnt, daß ein anderes Leben möglich ist. Der springende Punkt ist der Unterschied in der Weltanschauung, der Unterschied in der Ideologie, wie wir heute sagen würden, während damals von je hundert in Rußland kaum einer diese Wörter auch nur gehört hatte.

Lagin läßt es nicht an belastigenden Situationen fehlen. Antoschin weiß genau, daß es dem goldbetrefften Generalgouverneur von Moskau, Großfürst Sergej Alexandrowitsch, den er im Prunkschlitten vorbeifahren sieht, beschieden ist, von der Kugel eines Revolutionärs niedergestreckt zu werden, und kennt sogar den Namen dieses Revolutionärs, ist er doch oft genug durch die nach ihm benannte Kaljajew-Straße gegangen. Er weiß vom Kommen des

russisch-japanischen Kriegs, der Revolution 1905 und des Jahres siebzehn. Und manchmal kann er es sich nicht verkneifen, von seinem Wissen Gebrauch zu machen, wenn er verhaßte Vertreter der zaristischen Obrigkeit ärgern oder einschüchtern will.

Daß die Jahre des Zarismus gezählt sind, weiß Antoschin genau. Es tut ihm weh, daß er sein Wissen nicht den Revolutionären mitteilen kann, die aufopfernd gegen Willkür und Unterdrückung kämpfen. Sie glauben an den Sieg der Sache des Proletariats und an den Triumph der Gerechtigkeit, wissen aber natürlich nicht, wie bald ihre Hoffnungen sich erfüllen werden, erkennen noch nicht die Morgenröte der Oktoberrevolution, die sich schon am Horizont zeigt. Dagegen sind die „Stützen der Gesellschaft“ in ihrer Engstirnigkeit, Selbstzufriedenheit fest überzeugt von der Unerschütterlichkeit ihres Großmachtstaates und der Monarchie, glauben sie fest, daß die Ordnung der Bourgeoisie und der Gutsherren von Ewigkeit sein werde. Es kommt ihnen gar nicht in den Kopf, daß ihre Welt je zusammenbrechen könnte.

Wir sehen davon ab, die recht fesselnde Romanhandlung wiederzugeben. Der Leser wird zweifellos Mitleid haben mit der Näherin Dusja und dem jungen Revolutionär Sergej Rosanow, deren Schicksal sich so tragisch gestaltet, mit den Weberinnen von der Fabrik des Herrn Mindel, die die „Küchenabfälle versaufen“. Zusammen mit Antoschin freuen wir uns über die ersten Erscheinungsformen der revolutionären Tätigkeit, die unser Held im damaligen Moskau entdeckt, und über seine Begegnung mit dem jungen Uljanow, den noch niemand als den künftigen Wladimir Iljitsch Lenin kennt.

Da ist z. B. die satirische Szene mit dem Pförtner Afrikanow. Afrikanow ist betrunken, und Antoschin macht sich das zunutze, um für seine Freunde etwas zum besten zu geben.

„Wer bist du denn? Bauer oder Arbeiter?“

„Arbeiter.“

„Du kannst ja lesen und schreiben!“ hielt ihm Afrikanow vor. „Nein, du bist sicher ein Student.“

„Auch Student“, bestätigte Antoschin ihm ruhig. „Fernstudent.“

„Halt, halt! Du hast doch gesagt, du bist Arbeiter.“

„Bin ich auch. Und zugleich Student. Kapiert?“

„Nein“, sagte Afrikanow. „Da ist was faul. Das gibts ja gar nicht, daß einer Student und Arbeiter ist... Ist ja völlig unmöglich! Ein Sizilist bist du, jetzt hab' ich's! Bist in die Fabrik gekommen, um die Leute aufzuwiegen. Polizei!“ brüllte er los, „Fedotow, rasch her!“



Antoschin darf nicht verraten, daß er aus einem anderen Jahrhundert ist. Das würde ihm niemand glauben, man würde ihn ins Irrenhaus stecken, und davor fürchtet er sich am meisten. Dennoch fühlt er sich verpflichtet, auf seine Mitmenschen einzuwirken.

Sehr schön ist die Romanepisode, in der Antoschin versucht, seinen Freunden von der Fabrik klarzumachen, daß ihre Ausbeuter nach wenigen Jahrzehnten Gegenstand allgemeiner Verachtung sein werden, daß die Arbeiter Bildung erhalten und die Fabriken selbst verwaltet werden. Dann wird niemand mehr vor dem ewig betrunkenen Wüterich, dem Pförtner, demütigt die Mütze ziehen und sich vor dem Wachtmeister fürchten. Antoschin erzählt das, als habe es ihm geträumt, bemüht sich aber, eine Brücke vom Traum zur Wirklichkeit zu schlagen. Bald entsteht in der Fabrik ein illegaler Zirkel, und unter den Arbeitern tauchen revolutionäre Flugblätter auf.

Antoschin hatte nie im Leben über die Bedeutung nachgedacht, die für einen

sowjetischen Menschen so gewohnte Dinge wie die berufliche Gleichheit von Mann und Frau, die allgemeine Schulpflicht, die Stipendien oder bezahlter Urlaub haben. Für die Arbeiter von 1894 aber ist all das unfassbar, eine Utopie.

Antoschin ist ein junger Mann, wie es sie in der Sowjetunion viele gibt. Er ist als Waise im Kinderheim großgeworden. Im Jahre 1959 arbeitet er in einem Betrieb, liebt ein Mädchen, singt im Betriebschor. Steht mit all seinen guten Seiten und auch seinen Mängeln für jeden Durchschnittsjungen, der unter sowjetischen Verhältnissen großgeworden ist und eine sowjetische Bildung und Erziehung erhalten hat. Aber in die Antiwelt des zaristischen Rußland geraten, wird dieser ganz gewöhnliche junge Mann zu einem „Blaublütigen“, fast zu einem höheren Wesen.

Auf den Hintergrund der Finsternis und der barbarischen sozialen Zustände jener Zeit projiziert, steht der junge sowjetische Arbeiter als ein fortgeschrittener, hochkultivierter Mensch vor uns. In jener Welt der Erniedrigten und Gekränkten auf der einen und der Dumm-

frechen und Herzlosen auf der anderen Seite ist Antoschin tatsächlich ein Mann von seelischem Adel sowohl in seiner Einstellung zu den Menschen als auch in seiner Moral, seinen Interessen und Bestrebungen. Er kommt aus einer anderen Welt, einer Welt, die, von hier aus gesehen, ideal ist. Er lebte in dieser idealen Welt, ohne sich über ihre Beschaffenheit klar zu sein. Erst jetzt kommt ihm zu Bewußtsein, wie wertvoll das ist, was er stets als selbstverständlich hinnahm, von der Glühbirne bis zu der jedem Jungarbeiter gebotenen Möglichkeit, zu studieren und Sport zu treiben. „Erst auf dem Mond oder auf dem Mars wird dem Menschen wohl der wahre Wert der Luft klarwerden, die er sonst nicht einmal bemerkt.“

Ohne weitschweifige Erwägungen und theoretische Verallgemeinerungen, ohne Anspruch auf eine tiefgründige soziale und philosophische Analyse zu erheben, läßt Lagin den Leser erkennen, was die Oktoberrevolution für den Menschen getan hat.

Das ist der Sinn und Zweck seines Romans.

## Oktober 1967

**8.—18.** Auf Einladung des französischen Generalstabschefs, General Aillerets, stattet der sowjetische Generalstabschef und erste Stellvertreter des Verteidigungsministers, Marschall der Sowjetunion Matweï Sacharow, Frankreich einen Besuch ab.

**8.—21.** Frau Indira Gandhi, Ministerpräsidentin von Indien, besucht Polen, Jugoslawien, Bulgarien und Rumänien sowie die VAR.

**9.—10.** Wissenschaftler vom französischen Nationalen Forschungszentrum für Aeronomie und vom Hydrometeorologischen Dienst der Sowjetunion starten im Observatorium „Drushnaja“ auf Kheysa (Franz-Josef-Land) zwei sowjetische MR-12-Wetterdienststraketen mit französischen Apparaten in den Kosmos. Es ist ihr erstes gemeinsames Experiment.

**16.—17.** In Paris verhandeln die Außenminister Willy Brandt (BRD) und Couve de Murville (Frankreich).

**17.** Das ZK der KPdSU kondoliert dem ZK der KP Kubas zum Tode Ernesto Ché Guevaras.

**18.** Die sowjetische automatische Station Venus 4 erreicht die Venus, geht langsam nieder und landet ein Forschungslaboratorium.

**18.—21.** In Brighton findet die Jahrestagung der britischen Konservativen Partei statt. Diese begeht ihr hundertjähriges Bestehen.

**19.** Das amerikanische Raumschiff Mariner 5 fliegt in 2480 Meilen Entfernung an der Venus vorbei.

## CHRONIK

Der Nobelpreis 1967 für Literatur wird dem Schriftsteller Miguel Angel Asturias (Guatemala), einem Träger des Internationalen Lenin-Preises, zuerkannt.

Zum Regierenden Bürgermeister von Westberlin wird der Sozialdemokrat Klaus Schütz gewählt.

Shigeru Yoshida, der der japanischen Regierung von 1946 bis 1954 vorstand, ist mit 89 Jahren verschieden.

Präsident Johnson unterzeichnet schleunigst eine vom Senat verabschiedete Gesetzesvorlage, laut der „behördlich nicht genehmigte“ Demonstrationen in der Gegend des USA-Kongresses verboten werden. Auf Verstöße stehen Freiheits- und Geldstrafe.

Der rhodesische Ministerpräsident Ian Smith besucht die Südafrikanische Republik und verhandelt mit Ministerpräsident Vorster über eine Festigung des Bündnisses ihrer rassistischen Regimes zur Bekämpfung der afrikanischen Freiheitsbewegung.

Am Tag internationaler Einheitsaktionen für Frieden und gegen den Krieg der USA in Vietnam finden in vielen Ländern Massendemonstrationen und -aktionen statt.

In Raabe (Finnland) wird die zweite Baufolge des Hüttenkombinats Rautaruukki, das mit Hilfe der Sowjetunion gebaut wird, ihrer Bestimmung übergeben. Der Einweihung wohnen Präsident

Kekkonen, Mitglieder der Regierung sowie eine von Dmitri Poljanski, dem Ersten Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR, geführte sowjetische Delegation bei.

Torpedoboote der VAR versenken einen israelischen Zerstörer, der im Raum von Port Said in die Hoheitsgewässer der VAR eingedrungen ist.

Vor dem Pentagon in Washington demonstrieren 150 000 amerikanische Friedenskämpfer gegen die USA-Aggression in Vietnam.

In der Albert-Halle, dem größten Saal Londons, findet anlässlich der 50-Jahr-Feier des Sowjetstaates im Beisein des sowjetischen Kosmonauten Valeri Bykowski eine Kundgebung der englischen Öffentlichkeit statt.

Die 1000. Ausgabe der französischen kommunistischen Wochenschrift *L'Humanité-Dimanche* erscheint als Sonderausgabe zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution.

In Moskau wird eine Mitteilung über Verhandlungen von Wirtschaftsdelegationen der Regierungen der Sowjetunion und der Koreanischen Volksdemokratischen Republik veröffentlicht. Ein Protokoll über den Warenaustausch für 1968 und ein Abkommen über Zusammenarbeit beim Bau mehrerer Industriebetriebe und -objekte in Korea werden unterzeichnet.

Der Ministerrat der EWG erörtert in Luxemburg die Anträge Englands, Irlands, Dänemarks und Norwegens um Aufnahme in diesen kommerziellen und politischen Block.

*Es lebe der Große Oktober,  
der eine neue Epoche der Weltgeschichte  
eingeleitet hat: die Epoche der allgemeinen  
revolutionären Erneuerung der Welt,  
des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus!*



Redaktion: Moskau K-6,  
Maly Putinkowski  
pereulok 1/2

Chefredakteur: Natalja SERGEJEWA  
Stellvertretende Chefredakteure: V. Bereshkow, N. Sluzker  
Redaktionskollegium: I. Andronow, L. Besymenski, P. Jefimow,  
M. Kremnjow, I. Trofimowa, D. Wolski